Idalium.

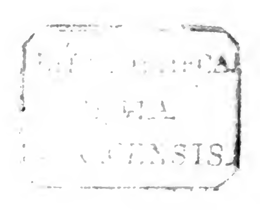
Novelle

von

Ernst Fritze.

Zweiter Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.



Inhalt.

Idalium.

Erstes Capitel.

Abermals ein Reisender.

Josepha erreichte den Meierhof als die Sonne gesunken und der Himmel nur noch mit rosigen Wölkchen bestreut war. Was sie erlebt hatte, versenkte sie so tief in Gedanken, daß sie einen Herrn, der langsam vom Thalwege daherschlenderte und am Meierhofe vorüber nach dem Kleineck'schen Schlosse zubog, gar nicht eher gewahrte, bis dieser sie mit der sehr höflich ausgesprochenen Frage nach dem rechten Wege aufschreckte.

Einigermaßen verwundert über die große, kolossale Gestalt des Fragenden und über die wunderbar tiefe, dröhnende Baßstimme desselben, gab sie ihm eine sichere Anweisung des Weges, und betrat, ganz von ihrer elegischen Stimmung genesen, die Veranda, wo sie ihre Mutter fand.

„Die Gegend füllt sich wieder mit Fremden," sprach Frau Dorsak, nachdem sie mit ihrer Tochter über dies

letzte Begegnen geredet hatte. „Ich sah vorhin den jungen Baron Hohenstein nach der Klippe steigen.“

Ein Schrecken durchrieselte Josephen. Sie fühlte die Verpflichtung, ihrer Mutter auch dies Begegnen mitzutheilen, allein das Geständniß wollte nicht über ihre Lippen.

Schüchtern, als sei sie selbst dabei betheiligt, umging sie das Gespräch und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Erst am nächsten Morgen erhielt sie so viel Muth, ihr Margot's Begegniß mit Aegyd zu erzählen. Zu ihrem Schmerze mußte sie einen harten Tadel ihrer Mutter erfahren, der ein Verbot in sich schloß.

Unterdessen war der große, fremde Herr gemächlich den Weg zum Schlosse Kleineck hinaufgestiegen, augenscheinlich wenig beeilt, dasselbe vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Er schien sich einen Plan gemacht zu haben, nach welchem ihm die Dunkelheit der Nacht weit erspießlicher war, als das Sonnenlicht des Tages.

Oben angelangt, ging er auf Umwegen zum alten Schlosse und umkreiste es wie ein Vogel, der auf Beute ausgeht. Seine Aufmerksamkeit richtete sich dabei auf einige Fenster, die oberhalb im Thurme lagen, dessen Kuppe längst herabgestürzt war, und dessen Gemäuer von Rissen durchzogen erschienen. Die erwähnten Fenster

zeigten ein schwaches Licht; da sie aber höher als die gewöhnlichen übrigen Parterrefenster des Schlosses waren, so konnte der Fremde eben nichts Anderes sehen, wie dies Licht.

Verdrossen musterte er das ganze, wüstaussehende Gebäude und überlegte, wie er zum Zwecke seiner Wanderung kommen könne.

„Wär' ich da d'rinnen," murrte er vor sich hin, „so wär' ich geborgen! Wage ich einen Angriff? Hier stehen bleiben kann ich nicht ewig! Es wird Lärm setzen, wenn ich auf den Hof trete — die verdammten Bullenbeißer meines seligen Herrn Vaters sind noch nicht ausgestorben, wie ich leider schon bemerkt habe."

Langsam und widerstrebend näherte sich der Herr abermals dem breiten, verwetterten Thore, und ließ seinen Blick spähend rundum laufen.

In diesem Augenblicke trat Emmy aus dem dunklen, hochgewölbten Hausflur und schien Lust zu haben, noch einige Minuten in die frische, duftige Frühlingsluft hinauszuwandern, denn eilig schlüpfte sie an der Mauer entlang und traf gerade mit dem Fremden zusammen, als dieser den ersten Schritt auf den Hof wagen wollte.

Er zog höflich den Hut vor ihr.

Sie dankte und sah ihm dabei prüfend in's Gesicht, um zu erkennen, wer es wohl sei.

„Mademoiselle wollen einen Abendspaziergang machen," sprach der Herr in tiefem Basse, aber seine Stimme bis zum Murmeln dämpfend.

„Zu dienen, mein Herr!" entgegnete Emmy frohsinnig. „Darf ich fragen, zu wem Sie wollen? Ist es Ihre Absicht, meinen Vater zu besuchen?"

„Ihren Vater?" fragte der Fremde lauernd.

„Mein Vater ist der Administrator Köhler," erklärte das junge Mädchen. „Zu ihm wollen Sie also nicht?"

Sie erhob bei dieser Gelegenheit ihr hübsches, offenes Gesicht so ehrlich zu ihm, daß es wie ein Blitzstrahl durch die Brust des Fremden fuhr, und er unwillkürlich in die Worte ausbrach:

„Wenn ich ihr vertrauen könnte!"

Emmy trat, befangen gemacht, einen Schritt zurück.

„Haben Sie etwas zu vertrauen, so thun Sie besser, sich meinen Vater zum Vertrauten zu wählen," erwiderte sie kurz.

„Sollte sich Ihr Herz wirklich einem Bittenden verschließen können?" fragte der Fremde mit eigenthümlicher Betonung. „Ich glaube es nicht, Mademoiselle und wenn Sie es mir auch selbst sagten und betheuerten."

Offenbar geschmeichelt von diesen Worten, ließ Emmy ihre Augen an der athletischen Gestalt entlang gleiten, und sagte schelmisch:

„Was gäb's wohl in der Welt, dem Sie nicht trotzen könnten. Solche Männer brauchen aber keinen Helfer in der Noth!"

„Doch, Mademoiselle — doch! Ich brauche einen Helfer!" flüsterte der Fremde. „Ist es Ihnen möglich, mich in das Zimmer der alten Französin, der Mademoiselle Masselott zu bringen, und zwar so, daß mich Niemand sieht und hört, so ist mir geholfen. Daß Sie aber gegen keinen Menschen davon reden, selbst gegen Ihren Bräutigam" — Emmy machte, heiß erröthend, eine abwehrende Bewegung — „oder gegen Ihre liebsten Angehörigen und Freundinnen nicht, darum brauche ich Sie wohl weiter nicht zu bitten."

Das junge Mädchen sah sinnend vor sich nieder ehe sie antwortete.

„Ich lüde eine schwere Verantwortung auf mich, wenn ich dies thäte," sagte sie dann zögernd. „Wenigstens müßte ich wissen, wer Sie sind, und weßhalb Sie so heimlich thun?"

„Wer ich bin?" wiederholte der Fremde hastig und zog ein starkes, groß gefaltetes Papier aus der Tasche. „Das würde Ihnen diese Matrikel sagen, wenn Sie

es verlangen. Weßhalb ich jedoch heimlich in's Schloß dringen möchte, davon unterrichten wohl die wenigen Worte: ich werde verfolgt, bin jedoch unschuldig, Sie hinreichend, um mir helfen zu wollen."

„O, nein!" antwortete Emmy, entschieden vortretend. „Ich müßte erst wissen, weßhalb Sie verfolgt werden."

„Um eines albernen Briefes willen, denn ein Tollkopf entworfen und den ich im Rausche als mein Machwerk unterzeichnet habe," flüsterte verächtlich lachend der Fremde, tief niedergebeugt. „Ich würde mich der Anklage stellen, allein der Schmerz meiner Mutter, die sehr stolz ist, der Tadel aller Angehörigen, wenn ich im Kerker gesessen hätte, verleitete mich zu dem Plane, lieber eine Zeit lang zu verschwinden. Sie sehen, die Sache hat nichts auf sich. Es handelt sich nicht um Sünde und Verbrechen!"

„Mademoiselle Masselott wird sich aber dennoch hüten, Sie aufzunehmen, wenn Sie nicht sonst einen Talisman bei sich tragen. Kennen Sie denn Mademoiselle? Kennt Mademoiselle denn Sie?"

„Ich habe eine mündliche Empfehlung an die alte Dame," antwortete der Fremde, ein Lächeln mühsam unterdrückend. „Mir muß es für jetzt nur gelingen, ungesehen zu ihr zu gelangen, und den Haus-

genossen derselben vollständig unentdeckt zu bleiben — weiter begehre ich nichts von Ihnen. Alles Andere findet sich.“

Emmy stand noch immer unentschlossen und sah ihn scharf an. Sein Gesicht erschien trotz der kolossalen Form hübsch und angenehm. Er war noch jung, kaum vierundzwanzig Jahre alt. Seine Kleidung erwies sich fein und modern, aber ohne die Ueberladungen der Mode.

So viel studirte sie im Dämmerscheine des Frühlingsabends zusammen.

Was riskirte sie denn auch? Was gingen sie die Besucher der Masselott an?

„Folgen Sie mir!“ sagte sie kurz und ging leichtfüßig durch's Thor, schlug den Weg an der Mauer ein, der selten von Jemand betreten wurde, beschwichtigte herrisch den großen Kettenhund, der zu bellen begann, und bog dann gleich im Eingange des Flures in einen Gang ein, der seitwärts zum Corridor führte.

Der Fremde folgte ihr gewissenhaft Schritt auf Schritt. Kein Mensch begegnete ihnen. Kein Laut kam von ihren Lippen. Wie ein paar Gespenster schlichen sie dahin, Schritt auf Schritt, bis zu dem Entresol, das Emmy halb öffnete, lautlos mit dem Finger auf

die Treppenthür deutete, den Mann einließ, und dann rasch durch den Corridor zurücklief. Es bedurfte aber einer vollen Viertelstunde, ehe sich das Herzklopfen über ihre Handlung so weit gestillt hatte, daß sie harmlos zu ihren Eltern eintreten konnte.

Der Fremde jedoch hatte sich merkwürdig gut in der Localität zurecht gefunden, eilte mit großen Sprüngen die kleine Treppe hinauf und trat, ohne anzuklopfen, sogleich in das weite, stille Gemach der Mademoiselle Masselott ein.

Sein Blick traf auf ihr wachsbleiches Gesicht, das sie mit dem Ausdrucke der Verwunderung von dem Andachtsbuche emporhob, als ihre Thüre ohne große Ceremonie geöffnet wurde.

Der Fremde warf diese ebenso ohne große Ceremonie derb in's Schloß und sagte, ganz nahe zu ihr tretend:

„Guten Abend, liebes Masselottchen!“

Mademoiselle erhob sich jugendlich schnell aus ihrem großen Lehnsessel.

„Welche Ueberraschung, Fedor! Deßhalb also ist Margot heute Abend nicht zu mir gekommen! O, welche Freude für mein altes Herz!“

Sie streichelte die große, fleischige Hand des jungen

Mannes, indem sie ihn staunend betrachtete, und setzte eilig hinzu:

„Wie haben Sie sich geändert, Junker! Wie groß und breit sind Sie geworden!“

„Eine Folge des vielen Commerschirens,“ brummte der Junker, indem er einen besorgten Blick nach den unverhangenen Fenstern warf.

„Kann man uns nicht draußen sprechen hören?“ fragte er flüsternd. „Ich bin incognito hier!“

Die Bonne schlug heiter in ihre magern Hände.

„Wie Ihr Bruder Lothar neulich? — Das Incognito wird sich aber schwerlich bewahren lassen!“

„Höre zu, Masselottchen!“ murmelte Fedor ungeduldig, „und quäcke nicht wie ein Frosch, damit man aufmerksam wird. Kannst Du mich verstecken auf einige Wochen?“

„Verstecken, Junker Fedor — verstecken?“ wiederholte die Bonne.

„Ja, ja!“ sagte er, mit burschikosem Wesen sich auf's Canapee werfend.

„Vor wem verstecken?“

„Vor jedem Menschen, vor jedem Hunde, vor jeder Maus, die mich verrathen könnte.“

„Sie scherzen nach alter Weise!“

„Dazu habe ich verteufelt wenig Lust, Masselottchen! Ich habe Verschwörungen angezettelt und man will mich greifen. Da hast Du die Gründe zum Verstecken. Kannst Du's machen, so thue es. Im entgegengesetzten Falle muß ich noch in der Nacht weiter, um England zu erreichen. Ich gehe dann nach Amerika!“

Mademoiselle fuhr zusammen vor Schrecken.

„Aengstigen Sie doch Ihre alte Erzieherin nicht mit solchen Plaisanterien!“

„Zu Plaisanterien wäre ich gerade aufgelegt, alte Hexe!“ fuhr Fedor unwirsch heraus. „Seit drei Tagen wie ein gehetzter Hirsch auf den Beinen, bald mit Extrapost, bald per pedes apostulorum, um die Spur zu verwischen, nichts im Magen als ein Stück Leder, das sie Eierkuchen nannten; nun, dabei verlöre ja wohl ein Engel die Lust zu Plaisanterien, geschweige denn ich, der ich, gottlob, ein gesunder, sehr gern speisender Mensch bin! Nimm Verstand und Vernunft zu Hülfe, alte Bonne, damit Du endlich begreifst, daß ich wirklich und wahrhaftig ein Flüchtling bin, der den Händen der Häscher in Berlin glücklich entwischt ist, von dem aber hier nichts verlauten darf, weder gegen die gnädige Gräfin Margot Toska, noch gegen den achtbaren Erbherrn auf Kleineck. Sage es kurz und bündig, kannst Du mich verstecken?“

„Ja“, antwortete eingeschüchtert die alte Bonne. Ihr Zögling hatte sich nach ihrer Meinung sehr zu seinem Nachtheile verändert, und die Manier, womit er sich auf ihrem sauber gehaltenen Canapee streckte und reckte, während er sprach, hatte durchaus nichts mehr von dem Anstande, den sie ihm einstmals beigebracht.

„Gut! So führe mich sofort in das Versteck! Kannst Du mir auch etwas Gutes zu essen schaffen?“ fuhr er launig fort, denn er sah, daß er mit seinem rauhen Wesen einen üblen Eindruck gemacht hatte.

„Ja!“ sagte die Bonne eben so einsilbig. Sie stand auf, ging zu einem Schranke und setzte nach und nach eine Reihe allerliebster Delicatessen, zierlich in Porcellan angerichtet, auf den Tisch.

Fedor betrachtete lachend die Gegenstände. Da waren feine Früchte, feine Bäckereien, Mohnscheiben, dünn geschnittene Brotstückchen, mit Butter gestrichen — da war ein Rebhuhn in Gelee und zwei gesottene Eier.

„Verteufelt jüngferlich!“ murmelte er, indem er eine Handvoll Butterschnitte zusammenpackte und mit seinen schneeweißen Zähnen einen Angriff darauf wagte. „Vielleicht genügt es, wenn es auf einmal hineingeschoben wird! Wie kommst Du denn zu diesem delicaten Büffet, alte Masselott?“

„Margot wollte mich heute Abend besuchen und

da ließ ich mir dies kleine Souper besorgen!" entgegnete die Bonne, welche mit Entsetzen die formenlose Esserei ihres Zöglings beobachtete.

„Margot ist also hier? Was will denn die Frau Gräfin hier? Was hat sie hier noch zu suchen? Warum ist sie nicht mit ihrem Manne gereist?"

„Viele Fragen auf einmal, Junker Fedor!" entgegnete die Masselott. „Margot wollte Abschied von mir nehmen, deßhalb ist sie hier. Sie ist heute gekommen und sie hatte beschlossen, morgen Früh wieder abzureisen, aber sie ließ mir vor einer halben Stunde melden, daß sie nicht abreisen, sondern einige Tage bleiben würde."

„Ach so und da dachtest Du meinetwegen? Fehlgeschossen, Masselottchen!"

Er lachte, und begann das Rebhuhn, ohne es zu zerlegen, zu verspeisen.

„Ist das so Mode in Berlin?" fragte die Bonne empört, als er ein Bein abriß und damit zum Munde fuhr.

Fedor kehrte sich wenig an ihre Empörung. „Und mein Bruder ist auch hier?" fragte er.

„Noch nicht, so viel ich weiß, allein er wird in den nächsten Tagen wieder eintreffen. Soll Lothar auch nichts von Ihren Angelegenheiten wissen?"

„Nicht eine Silbe! Gerade der am wenigsten! Mein Herr Bruder ist ein Hofschranze geworden — um einen Kammerherrnschlüssel von Sr. Majestät von Preußen verriethe mich dieser Königsdiener und lieferte mich aus.“

„Schämen Sie sich, solche Behauptungen auszusprechen!“ erwiderte Mademoiselle ernst.

„Was weißt Du denn davon, wie es jetzt in der Welt hergeht!“ rief Fedor mit rohem Lachen.

„Genug — es erfährt Niemand, daß ich hier bei Dir hause, als das hübsche Mädchen, welches mich hieher geleitet hat. Sie ist die Tochter unseres Administrators und wird schon dafür zu sorgen wissen, daß ich in den paar Wochen nicht abmagere. Merke ich, daß unsere Sache schief geht und daß ich mich nicht länger versteckt halten kann, so wandere ich aus.“

Er nahm die kleinen Tellerchen mit den Biscuiten und Makronen, leerte sie in unglaublicher Geschwindigkeit, löffelte die eingemachten Früchte aus und lehnte sich dann, mindestens halb gesättigt, zurück.

Mit komischer Verwunderung überblickte indeß Mademoiselle Masselott alle die leeren Schüsselchen, von derem Inhalte sie wenigstens acht Tage genippt hätte und doch satt geworden wäre.

„Nun, Masselottchen, zeige mir Dein Versteck“,

sagte der Junker. „Sorge aber nur bei Zeiten dafür, daß ich morgen eine entsprechende Naturalverpflegung erwarten kann.“

Die Bonne seufzte. Wie das möglich zu machen sein würde, sah sie noch nicht ein, denn von dem, was der Junker zu verzehren gedachte, konnte sie wochenlang leben.

Wenn Emmy „das gute Kind“ nicht Rath zu schaffen wußte, so stand es schlimm mit dem Verheimlichen ihres Gastes. Sein Appetit mußte sein Verräther werden.

Aber Emmy sorgte schon!

Während die Bonne mit ihrem ehemaligen Zögling durch ihr Schlafzimmer in einen schmalen dunklen Raum, den eine unsichtbare Tapetenthür verschloß, getreten, und von da in ein kleines, wohleingerichtetes Cabinet gelangt war, das, vollständig geeignet zum Versteck, nur ein nothdürftiges Licht von oben erhielt und sogar durch einen mechanischen Verschluß ganz verdunkelt werden konnte; während dieser Zeit erschien Emmy schüchtern und ängstlich im ersten Zimmer, bepackt mit Eßwaaren aller Art, wie sie die Speisekammer einer wohlgeordneten Landwirthschaft aufweist.

Sie fand Niemand im Zimmer. Da sie aber an dem Stimmenklange ersah, daß der Gast noch da und

der Protection der Mademoiselle würdig befunden sein müsse, so trug sie kein Bedenken, die leeren Schüsseln fortzuräumen und ihre Vorräthe an Schinken, Wurst, Brot, Butter und Braten aufzutafeln.

Eifrig damit beschäftigt, dachte sie mit heimlicher Neugier darüber nach, wer wohl der Herr, der ein so ehrliches Auge zu haben schien und dennoch verfolgt würde, sein könne. Eben im Begriffe, nach dem Beispiele wohlthätiger Feen wieder zu verschwinden, fiel ihr Blick auf die Lehne des üppig gepolsterten Canapee's und sie gewahrte dasselbe Papier, welches der Fremde ihr mit dem Bemerken gezeigt hatte, daß darin der Nachweis enthalten, wer er sei.

„Gewiß sein Paß“ — dachte das junge Mädchen und streckte begierig die Hand danach aus. Mit raschem Entschlusse, den vor Ueberraschung war sie jetzt sicher, entfaltete sie das Papier. Getäuscht hing ihr Auge an den großgedruckten Zeilen — es war lateinisch und fing an:

„Quod felix faustumque sit“ — weiter las sie nicht. Was konnte ihr das helfen? Ihr Blick irrte nach unten. Da stand etwas Geschriebenes. „Vincentius Dorsak — Juris studiosus“ — las sie und ließ erschrocken die Hände sinken — „Vincentius Dorsak“ wiederholte sie betäubt.

„Ja, ja! Vincent ist es! Was sagte er doch von dem Schmerze seiner Mutter — o, daß ich den Bruder meiner Josepha beschützen kann!"

Rasch legte sie das Blatt zusammen und warf es auf dieselbe Stelle, wo es gelegen hatte. „Gegen meine liebsten Freundinnen sollte ich nicht davon reden — sagte er nicht so? Vincent — ich leiste hiermit den Schwur zu schweigen gegen Jedermann!" flüsterte sie in sich hinein.

Sie verließ das Zimmer, ohne die Zurückkunft der Bonne abzuwarten, die erst nach einigen Minuten erfolgte.

„Das Versteck ist gut", sprach Fedor eintretend. „Wozu mag dies Cabinet früherhin benutzt worden sein?"

„Den vorhandenen Spuren nach ist es ein Betzimmer gewesen", meinte die Bonne.

„O, ja. Das Versteck ist gut für Jemand, der sich nicht finden lassen will und doch die Bequemlichkeit des Lebens nicht aufgeben mag. Wozu hast Du es denn so puppenhaft niedlich eingerichtet, Masselottchen?" fügte er mit spöttisch verzogenen Mundwinkeln hinzu. Mademoiselle lächelte wehmüthig und antwortete mit sehr bewegtem Tone:

„Es diente Ihrer Schwester Margot als Schlafzimmer bei ihrer letzten Anwesenheit.“

„Ein sonderbarer Geschmack!“ spöttelte der junge Herr, achtlos gegen diese Stimmung. „In eine Spelunke zu ziehen, wenn man ein Schloß zur Disposition hat.“

Jetzt erst gewahrte er, was ihm unterdessen aufgetischt worden war.

„A, sieh da!“ rief er vergnügt. „Ein guter Geist hat unterdessen Erbarmen mit meinem Appetite gehabt! Das kommt von dem kleinen, hübschen Mädchen. Ein Capitalkind! Wir wollen uns ihrer fernern Freundschaft zu versichern suchen, damit es uns immer so gut werde!“

Rasch rückte er einen Stuhl an den Tisch und begann eine zweite Mahlzeit.

„Aber Fedor — Fedor!“ warnte die entsetzte Bonne.

„St!“ sprach Fedor. „Nenne mich nicht Fedor — das taugt nicht in diesen Mauern.“

„Wie soll ich Sie denn nennen?“

Er dachte nach, indem er sich am Schinken gütlich that. „Nenne mich Vincent“, sagte er endlich. „Es paßt mir besser, da ich mir diesen Namen einmal geborgt oder gestohlen — das ist nämlich einerlei — habe. Also Vincent, wenn ich bitten darf.“

„Vincent?“ wiederholte die Bonne sinnend. „Bei welcher Gelegenheit habe ich diesen Namen doch kürzlich gehört?“

„Egal, wo und wie und wann“, entgegnete Fedor zerstreut. „Ich bitte darum, daß Du mich stets so nennst, nämlich so lange ich Dein Gefangener bin.“ Es trat eine lange Pause ein.

„Sie haben sich doch mächtig verändert“, begann die Bonne wieder, und zwar mit hörbarer Beklemmung der Stimme.

„Glaube es wohl!“ lachte Fedor. „Ich bin ein flotter Bursche geworden, habe den zierlichen Junker abgestreift, wie es dem echten deutschen Manne geziemt, und bekleidete das Amt eines Chorführers. Das gibt mir ein würdiges Ansehen, nicht wahr, alte Bonne?“ fragte er, listig lächelnd, denn er verstand ihre stumme Klage sehr wohl. Sie nickte doppelsinnig mehrmals mit dem Kopfe.

„Hat denn Ihre Verbindung wirklich politische Tendenzen verfolgt?“ entgegnete sie kleinlaut.

„Versteht sich! Weßhalb sollte sich denn das preußische geheime Polizeicabinet sonst so erzürnt und erschreckt zeigen? Wir verfolgen die großen Ideen, die zur Freiheit der bürgerlichen Entwicklung und zur Einheit Deutschlands führen.

„Mit unreifen Köpfen“ — schaltete die Bonne ein.

„Möglich! Durch Erfahrung wird man reif.“

„Und was bezwecken Ihre Ideen?“

„Die alte Zeit soll getödtet werden, damit die neue Platz gewinnt! Throne müssen stürzen — Monarchien darf es nicht mehr geben — Deutschland soll unter einen constitutionellen Kaiser gestellt werden, als ein ganzes, einiges Reich.“

„Ganz gut!“ sagte die Französin ironisch. „Das heißt, wenn sich in ganz Deutschland ein Fürst finden läßt, der so dumm ist, sich unter diesen Bedingungen auf einen Kaiserthron setzen zu lassen. Napoleon eroberte sich dergleichen und beugte dann das Volk! Da liegt ein Unterschied!“

„Masselottchen schweige! Hier hört Deine Weisheit auf Weisheit zu sein, sie wird Dummheit!“

„Ich will und werde reden mit dem Rechte, das ich durch mein Verdienst um Sie, Herr Junker, erlangt habe. Ich habe Sie zu einem feinen, ordentlichen Edelmann erzogen, habe Ihnen gute, vaterländische Sitten beigebracht und dies Alles ist Ihnen in der abscheulichen Nachäffung von roher Kraft verloren gegangen. Die Burschenschaft hat Ihre guten Sitten verdorben. Sie sind durch diese Verbindung aus der Sphäre herausgerissen, welche uns Bildung und Anstand als etwas

Wohlthuendes empfinden läßt. Sie haben gelernt, etwas darin zu suchen, eine rohe Sprache zu führen und die Regeln der feinen Lebensart zu verläugnen. Damit stürzt man aber keine Throne ein, mein Lieber, damit tödtet man die alte Zeit nicht, sondern beschwört sie mit ihrem Vandalismus herauf und damit stiftet man nimmer ein einiges Deutschland."

„Was verstehst Du denn davon!" unterbrach der Junker sie lachend. Sie ließ sich aber nicht stören, sondern fuhr eifrig fort:

„Wenn es Gefühlsschwärmerei bei Ihnen wäre, mein Junker, o, dann würde ich es respectiren, aber Schwärmerei liegt nicht in Ihrer Natur, nicht ein Atom von idealen Anschauungen haben Sie jemals gezeigt. Jetzt sind Sie nur hingerissen von den Rodomontaden der Weltverbesserer, die im Egoismus den Rücken Anderer benutzen, um emporzusteigen und ihren Namen in's Buch des Ruhmes zu bringen. Was haben Sie davon, wenn Sie Ihr Leben solchen politischen Ideen zum Opfer bieten? — Nichts, gar nichts haben Sie davon. Die Früchte, wenn es nämlich glückt, sammelt der Klügste ein, der hinter dem Zaune sitzt und die Pläne schmiedet. Ich sage Ihnen, es ist nicht Ihre wahre Natur, am Ruder großer Staatsereignisse zu stehen. Sie sind viel zu vernünftig für die Theorien des

phantastischen Ehrgeizes, der im Geiste der Zeit ruht. Ihr Platz ist hier auf dem Besitzthume, das Ihr ehrgeiziger Großvater auf legalem Wege erworben hat. Sie sind praktisch genug zum Landbewohner und gebildet genug zum Edelmann, um in der beschaulichen Lebensweise eines Schloßherrn glücklich zu werden!"

„Daran zweifle ich gar nicht", rief Fedor, „aber ist solche Lebensweise nicht ein Raub am allgemeinen Völkerwohle? Muß unser Wohl nicht aufgehen im Nationalwohle?"

Mademoiselle Masselott schlug beide Hände zusammen und sah in starr an.

„Das ist kindisch gedacht!" sagte sie verächtlich. „Das sind politische Schreiereien, die von Denen erfunden werden, welche nichts zu verlieren haben. Sehen Sie sich einmal um im Lande, wer die Unzufriedenen, wer die Rädelsführer, wer die Interpellirenden, wer die Sprecher sind — immer nur Solche, die entweder in ihrer Selbstüberschätzung nicht am rechten Platze zu stehen glauben, die hoch hinaus wollen, die ihre eigenen Interessen mit denen des Volkes zu vertreten gesonnen sind, oder Solche, die, untüchtig zu ihrem Berufe, zu viel Zeit zum Raisonniren haben, die alles Andere lieber thun, als ihre Berufspflichten."

„Eine schöne Definition, Masselottchen", murrte Fedor aufstehend. „Alte Jungferuweisheit!" —

„Tüchtige, vollkommen beschäftigte Männer haben keine Zeit und deßhalb auch keine Lust zu Umwälzungen und Staatsverbesserungen der Art wie die heutige Jugend, aber vornehmlich die Burschenschaft sie bevorwortet. Tüchtige, arbeitslustige Männer thun ihre Schuldigkeit und suchen den Platz auszufüllen, auf den sie vom Schicksale gestellt sind!"

„Nun habe ich genug gehört! Hoffentlich werde ich nicht davon träumen, alte Eule! Schlaf wohl! Wenn das hübsche Mädchen sich noch einmal zu Dir schleichen sollte vor Nacht, so sage ihr nur, ich tränke Rum statt Rahm zum Kaffee und äße ein Mandel Eier zum Frühstück. Schlaf wohl, Masselottchen!" Er verschwand unter einem leisen Brummen, von dem man nicht sagen konnte, ob es unterdrückter Groll oder unterdrücktes Lachen war. Die Bonne blieb allein.

Zuerst saß sie in stummer Verzweiflung, ein Bild kummervollen Aergers, da. Ihr Blick hing an der Thür als wolle sie nicht vergessen, daß es Wirklichkeit sei, was sie erlebt hatte. Dann aber machte sich eine heitere Anschauung geltend.

„Wenn das sein Großvater erlebt hätte", sagte sie, boshaft lächelnd. „Das alte Blut regt sich! — Die

Politur hält nicht Stich! Was zum Volke gehört, neigt sich zum Volke! Ich sehe den Moment kommen, wo Alles bricht, und Schloß Horstburg, das Eigenthum unsers Junker Fedor, zur Kaserne des Proletariats wird. Ist es denn möglich? Ist denn dieser Burschenschafter comme il faut, unser ruhiger, vernünftiger, klügelnder Fedor? Gott bessere es, wenn diese Rotte Kora das Schwert in die Hand bekommt!"

Zweites Capitel.

Vorbereitungen.

Der nächste Tag begann mit ungetrübter Klarheit. Kein Wölkchen am Himmel — still und frisch die Luft, die über den Höhen Idaliums ruhete.

Margot hatte Kleineck noch nicht verlassen. Sie saß auf dem Balkon des Schlosses, den ihr Bruder Lothar zu ihrem Empfange mit köstlichen Orangeriebäumen decorirt hatte. Eine innerliche Unruhe, die sich bisweilen bis zur Beklommenheit, ja bis zur Angst steigerte, hatte sie hinaus in die freie Atmosphäre getrieben, wo sie sich endlich willenlos den Träumereien ergab, die sie bis dahin kämpfend zurückgewiesen hatte. Sie gab ein wunderschönes Bild in ihrer hellen Kleidung gegen die frisch grünen Orangenbäume, die sie wie ein Heiligenbild umschlossen. Ihr Gesicht, etwas bleicher als Tags zuvor, strahlte in der Verklärung einer tiefen, leidenschaftlichen Innigkeit, als sie sich

endlich in die Erinnerung eines verbotenen Glückes vertiefte.

Der Name „Aegyd“ war der Talisman, der ihre ganze Vergangenheit heraufbeschwor. Sie sah zurück auf die Tage, wo sein Bild sich in ihr unschuldiges Kinderherz gedrückt, wo sie sich mit reiner Seele dem Zauber hingegeben, den der Blick seines Auges, wenn er von dem stillen Feuer einer innern Leidenschaft glühete, auf sie ausübte.

Unbewußt der Macht, die eine Leidenschaft über das Menschenherz verhängen kann, war sie emporgeblüht in dem steten Gedanken an ihn, den sie überall auf ihren Wegen traf. Erst der Zorn des Baron Hohenstein hatte die kindliche Empfindung verändert und sein Fluch hatte dann bewirkt, daß die Liebe wie eine verzehrende Flamme in ihnen emporgeschlagen war.

Von diesem Zeitpunkte an wurde sie sich mit der schmerzlichen Entsagung zugleich bewußt, welcher Macht sie sich untergeordnet hatte, und in den heimlichen Zusammenkünften, nur vom Auge der alten Mademoiselle Masselott behütet, unter dem Austausche ihrer Gefühle von Qual und Seligkeit erschüttert, fesselte sie sich fest und willensfrei an den Geliebten,

der ihr mit wilder, gewaltiger Verzweiflung das Wort der ewigen Treue abforderte.

Auf der Hohensteinklippe, im milden Lichte der Abendsonne, erneuerten sie von Jahr zu Jahr den Schwur, bis der alte Baron von diesen geheimen Reisen seines Enkels Nachricht erhielt und ihn in ferne Länder schleppte.

Nach der Hohensteinklippe zog sie also ihr Herz mit unwiderstehlicher Gewalt, als sie nun, ruhiger geworden im Laufe der Zeit und in der Zerstreuung des Weltlebens, das Band ihrer Jugendliebe zerrissen hatte und die Gattin eines Andern geworden war.

Eine Stunde der Erinnerung hatte sie dort feiern wollen und was war das Ende dieser wehmüthigen Erinnerung gewesen?

O, sie barg zitternd ihre Augen in den Händen, als sie der Unterhaltung mit dem Manne gedachte, dessen Liebesworte eine Versündigung gegen die geheiligten Bande waren, die sie an den Grafen Toska fesselten. Auf ewig getrennt von ihm und durch ihre eigene Uebereilung, welche fürchterliche Qual in dem Gedanken! Aber ein Lichtpunkt glimmte in dem düstern Graus ihrer Zukunft, ein Lichtpunkt, der in der Begeisterung von Aegyd entzündet war! Eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe erfaßte sie bei der Betrachtung dieses Lichtpunktes,

der, verheißend und verlockend, im unsichern Wellenschlage ihres Geschickes hervorglänzte. Beschwichtigend fächelte der linde Morgenhauch um ihre heiße Stirn. Die himmlische Ruhe der Natur drang ermuthigend in ihre von Angst erfüllte Seele und hob die Kraft derselben bis zum Heroismus.

Mit diesem süßen Frieden auf der Stirn und im Herzen lehnte die schöne Frau stundenlang in dem Schatten der Orangen, regungslos ihrem innern Gedankenspiele hingegeben, das sie zu dem reinen Glücke ihrer Jugendzeit zurückleitete.

Sie war allein und sie dankte Gott, daß sie allein blieb, daß nicht ihr Bruder Lothar, wie er verheißen hatte, zur festgesetzten Stunde der Abreise eintraf, um sie weiter zu geleiten. Sie wollte nicht reisen und die Gründe, weßhalb sie ihren Entschluß so plötzlich geändert, die durfte sie Niemand verrathen.

O mit welchem seelenvollen Ausdrucke suchte ihr Blick den schroffen Felsen, der die Inschrift „Esperance en Dieu“ trug! Hoch auf bis in des Aethers Blau, gleich einem Dome der Urwelt, streckte sich sein gigantischer Bau über alle Berge und Hügel empor.

Was sie je Süßes erlebt, das floß bei der Betrachtung dieses seltsam geformten Gesteines wie ein Rausch um ihren Geist. Sie gedachte des entzückenden

Gefühles, womit sie, ihrer vertrauten Erzieherin voraus, den schmalen, moosigen Waldpfad dahinlief. Eine Quelle rieselte neben dem grünen Moose, die sich dicht vor der Hohensteinerklippe Bahn brach, um eilends zum See hinab zu sprudeln. Hin und wieder mußte man diese Quelle überspringen, um einen nähern Weg zur Klippe zu gewinnen.

Wenn sie diesen Pfad einschlug, so schalt die Bonne, die ehrbar im gebahnten Wege blieb. Sie aber flog fort, um vor der Bonne da zu sein, um einige Augenblicke allein mit dem Geliebten zu kosen. Seliger leuchteten seine Augen, wenn er sie dann in seinen Armen auffing und ohne einen andern Zeugen, als Gott, mit Küssen bedeckte.

Ihre Liebe zu einander war nie ein heiteres, frohsinniges Herzensspiel, sondern es war ein Bund voll Gluth und Leben, voll edler, reiner, aber überspannter Schwärmerei gewesen. Mit dem Schwure „für alle Ewigkeit“ hatten sie die reinste Treu gegenseitig bekräftigt. Dies Gelöbniß war der Schild gegen die Versuchungen der Welt geworden.

Und sie hatte vermessen diesen Schwur gebrochen?

Aegyd konnte verlangen, daß sie ihr Vergehen mit dem höchsten Opfer zu sühnen trachtete. Sie war bereit dazu! Mit tiefer Sehnsucht sah sie dem Augenblicke ent=

gegen, der allen Zwiespalt lösen und ihr Glück krönen werde. Noch band sie keine andere Pflicht an den Grafen Toska, als ihr Gelöbniß vor dem Altar, das ein Meineid genannt werden konnte. Das Urtheil der Welt war vielleicht eine Verdammung, allein die Weltmenschen begriffen ja gar nicht was sie gelitten hatten, darum war das Urtheil ein ungerechtes!

Margot richtete, bei diesem Gedanken angelangt, ihr Auge zum Himmel empor, als wolle sie den Allmächtigen dort oben fragen, wie sein Urtheil lauten würde.

Ein irres Lächeln flog über ihr Gesicht bei dieser wortlosen Frage. Sie senkte sich auf's Knie nieder und hob mit stummem Flehen die gefalteten Hände zu ihm auf. Betete sie vielleicht um ein Zeichen seiner Gnade oder seines Zornes?

Es geschah nichts, was sie dafür nehmen konnte. Wolkenlos hell und klar blieb der Himmel, und die Luft spielte besänftigend um ihre Schläfe.

Aber Lothar kam gerade des Weges daher geritten, er erblickte seine schöne Schwester in ihrer betenden Stellung und ein Schauer heiliger Bruderliebe durchflog sein Inneres.

Als müsse er eilen sie zu trösten, so hastig spornte er sein Pferd, sprengte bis dicht unter den Balkon und rief im gütigsten Tone:

„Du hast auf mich warten müssen, liebe Margot — ist es Dir sehr unangenehm gewesen, deßhalb nicht abreisen zu können?“

Margot neigte sich, hold grüßend, über die Brüstung des Altans. „Nein, Lothar,“ erwiderte sie liebevoll. „Es stimmte mit meinen Wünschen überein, hier zu bleiben. Komm zu mir herauf, wenn Du Dich erholt hast.

„Lothar nickte, schwang sich vom Pferde, warf die Zügel in Ermangelung eines Reitknechts über die Zweige eines Strauches und eilte in's Schloß.

Kaum zehn Minuten später stand er vor seiner Schwester, sie leuchtenden Auges betrachtend. Brüder sind oft weit empfänglicher für die innern und äußern Vorzüge ihrer Schwestern, als sie zeigen wollen. Lothar erkannte sehr wohl, daß es schwer werden möchte ein eben so schönes und liebenswürdiges Mädchen zu finden als Margot, allein das hatte ihn nie abgehalten, ihre kleinen Schwächen geflissentlich bemerklich zu machen, um sie dadurch in ihren eigenen Augen herunter zu setzen.

Um so auffallender mußte es der jungen Dame sein, daß er ihre Hände ergriff und ganz exaltirt sagte: „Wie schön Du heute bist, Margot! — Alle Trauerfalten sind geglättet“, fügte er, wie beschämt über seinen Ausruf mit verändertem Tone hinzu, gleichsam die tra-

gische Erklärung verspottend, „die Augen thränenleer und der düstere Zug um die Lippen ist einem sanften Lächeln gewichen! Siehst Du, so gefällst Du mir, mein Schwesterlein! Nicht wahr — Du bist glücklich?"

Margot erröthete, sah ihn aber dessen ungeachtet mit vollem, glückseligen Blicke lächelnd an. Lag in diesem Blicke der Verrath dessen, was ihr Herz beschlossen hatte?

Lothar trat wenigstens frappirt zurück und strich sich nachdenklich mehrmals über die Stirn. „Welche Veränderung!" murmelte er.

Er konnte nicht länger darüber nachdenken, denn Margot fragte, wo er so lange gewesen sei, man habe ihn im Schlosse schon seit vierzehn Tagen erwartet.

„Wo ich gewesen bin? In Berlin! Das sind miserable Geschichten, liebe Schwester!" rief der junge Mann lebhaft. „Denke Dir, daß meine ganze, so schön eingeleitete Laufbahn gescheitert ist, und woran? An Fedor's albernen Streichen!"

„O weh! Ich habe wirklich dergleichen schon gefürchtet", sprach Margot theilnehmend. „Seine Verwilderung berührte mich unangenehm und das rohe Bramarbasiren, womit er die Wichtigkeit seiner Studentenverbindungen pries, war mir widrig. Man muß ja von ihm auf Dich schließen, da ihr Brüder seid."

„Das wäre das Wenigste! Hier liegen weit schla-

gendere Gründe vor. Ich fand gleich bei meiner Ankunft in Berlin die Stimmung gegen mich sehr verändert. Man war kühl und höflich, statt warm und freundlich. Der Hofmarschall, der sich früherhin so sehr für mich interessirt hatte, kannte mich gar nicht, oder vielmehr „wollte mich gar nicht kennen, bis ich ihm endlich mit einiger Unverschämtheit seinen letzten kleinen Brief, worin er mir glückliche Reise wünschte und eine ganz besondere Befürwortung meiner spätern Wünsche in Aussicht stellte, vor Augen brachte. Jetzt ließ er einige Worte „von Veränderungen im Cabinette und in dem Hausreglement des Königs“ fallen, die mir andeuteten, daß mein Adel wohl zu frisch sei, um vor den Augen des neu creirten Oberkammerherrn Gnade zu finden.

„Wolltest Du denn ein Hofamt beanspruchen?“ fragte Margot verwundert.

Lothar lachte verlegen. „Nicht gerade das, aber ein Amt, das mich in der Balance erhielt. Meine Hoffnungen darauf gründen sich keinesweges auf alberne Selbstüberschätzungen. Ich hatte Versprechungen. Aber jetzt ist Alles vorbei. Ich habe erkannt, daß Fedor's politische Hanswurstiaden mir die Wege versperrt haben. Ich wollte es mir noch gern gefallen lassen, wenn er wirklich edle Zwecke mit edlen Mitteln verfolgte, aber es ist sein Ernst gar nicht.“

„Hast Du nicht versucht, ihm dies deutlich zu machen?“ fragte Margot, sichtlich angezogen von der ersten vertraulichen Unterredung mit Lothar, die ihr einen Einblick in seine Lebensansichten und Lebenspläne gestattete.

„Er war nicht zu Hause und man munkelte von Beschlagnahme mehrerer Briefe.“

„Warne ihn bei Zeiten noch einmal, lieber Lothar!“ schaltete Margot ein.

„Es sind Sachen zum Vorschein gekommen, die Fedor compromittiren sollen. Man hat überhaupt angefangen ein scharfes Auge auf die Studentenverbindungen sowohl, als auch auf die Turnschulen zu richten. Der Chef der geheimen Polizei, der Prinz Wittgenstein hat sich einen Hülfsarbeiter erwählt, der à deux mains gebraucht werden kann und hat ihm die Aufsicht über das Turnwesen, namentlich aber über unsern guten Jahn übertragen. Dieser Hülfsarbeiter der geheimen Polizei ist ein als liberal bekannter Publizist, Herr Engelbrecht Maltmann von Mörs, der zu seiner Rolle die freundschaftlichste Miene gegen Jahn annimmt und diesen dadurch täuscht. Ich halte ihn aber für einen um so gefährlichern Feind.“

„Maltmann von Mörs, dessen Gemalin und

Töchter so schnell hinter einander starben?" fragte Margot sichtlich befangen.

„Sage nicht starben", erklärte Lothar etwas hart und verächtlich. „Die Töchter haben sich in der verrückten Schwärmerei, die jetzt im Geiste der Zeit zu liegen scheint, beide das Leben genommen, weil sie einen und denselben Mann liebten.

Sie hätten nur zehn Jahr mit diesem überspannten Schritte warten sollen, dann würden sie alle Beide eingesehen haben, daß Gott dem Menschen das Leben nicht dazu schenkt, um ihm das Recht damit zugleich zu verleihen, es beliebig zu enden."

Margot ergriff seine beiden Hände, preßte sie sanft in den ihren und flüsterte:

„Urtheile nicht hart über die Phantasie dieser beiden Mädchen, die unter der Herrschaft ihres Herzens standen!" Sie schmiegte sich an ihn. Er umfaßte mit Herzlichkeit die schöne, schlanke Gestalt seiner Schwester und schauete ihr in's Auge.

Wieder begegnete er jenem überirdisch freundlichen, entzückten Blicke, der ihn vor einigen Minuten so seltsam getroffen.

„Versprich mir", begann die junge Dame plötzlich lebhafter, „versprich mir, daß Du unsern Bruder Fedor ien nachsichtiger, hülfreicher Bruder sein willst, wenn

er sich wirklich in Unannehmlichkeiten verwickelt haben sollte!“

„Margot!“ rief Lothar mit hellem Lachen, „bin ich denn ein Unmensch — ein Tirann, daß Du mir solche Versprechungen im wichtigsten Tone abforderst?“

„Nein Lothar, Du bist gut, Du bist sogar edelsinnig in höchster Bedeutung des Wortes, allein Du kannst auch wild, hartherzig und jähzornig werden und in dieser Gemüthsstimmung sehr übereilt handeln. Das will ich vermieden sehen, damit sich kein Groll zwischen Euch säe. Ihr steht von jetzt an Beide allein in der Welt — haltet an einander — sucht das irdische Glück an Euren Lebensweg zu fesseln — der Tag wird kommen, wo Dein Herz für ein weibliches Wesen höher schlägt, prüfe dann Dein Gefühl und laß Dich durch nichts abhalten seinen stürmischen Forderungen zu folgen, Lothar. Glaube mir, nur in der wahren Hingebung des Herzens beruht der Grundstein des Lebensglückes! Vielleicht hülft die Liebe auch Fedor's Irrthümer besiegen. Sein ganzes Naturell neigt sich dem patriarchalischen Leben zu. Ich sehe ihn im Geiste schon dort drüben auf Horstburg sitzen im Kreise einer bunten Kinderschaar — schade, daß unsere alte Masselot diese Wöllner'schen Nachkommen nicht mehr glätten und poliren kann!“ schloß sie lächelnd.

„Wie anmuthig Du sein kannst, mein Schwester-

lein", erwiderte Lothar mit einer etwas stürmischen Liebkosung, die hinlänglich sein bewegtes Innere verrieth.

„Erst machst Du wahrhaft testamentarische Vorschriften, daß man Deinen Leichenstein schon zu sehen meint und dann öffnest Du scherzhaft den Schleier der Zukunft. Nun sage mir aber, Du prophetische Sybille, die Du Fedor's Zukunft so sicher bezeichnest, was wartet meiner in Rücksicht auf Familienglück?"

Margot ließ ihr Auge freundlich auf seinem hübschen, männlichen Gesichte ruhen.

„Ich weiß es nicht, Lothar", entgegnete sie dann innig. „So lange in Dir Hoffart und Ehrgeiz mit den weichen Regungen Deines Gemüthes streiten, so lange wirst Du allen Irrwegen der Welt ausgesetzt sein. Ein ideal geistiges Wesen, das Du abgöttisch lieb hättest, könnte Dich aus diesem Strudel der Empfindungen retten. Aber Du selbst in Deiner Herzenskälte machst diesen Fall unmöglich!" schloß sie sanft traurig.

„Du hast Recht", antwortete der junge Mann trocken, weil er sich getroffen fühlte.

„Ich werde niemals ein schmachtender Seladon werden. Lassen wir meine zukünftige Eheglückseligkeit auf sich beruhen und kehren wir zu meinen Reiseabenteuern zurück. Ich fand also meinen Bruder nicht zu Hause

und seine Frau Wirthin konnte mir durchaus keine Auskunft darüber geben, wo er hingereist sei."

„Er ist verreist?" warf Margot ein. „Vielleicht hat mein Abschiedsbrief endlich sein Herz gerührt und er ist nach Dresden geeilt, mich noch einmal zu sehen!"

„Möglich! Dieser Voraussetzung entspricht allerdings die Eile, womit er sich auf die Beine gemacht zu haben scheint. Ich glaubte bis jetzt einer Hasenfurcht zu begegnen, die sich von einem Schreckschusse scheuen läßt."

„Lothar", bat Margot. „Ist das nicht ein Zweifel an Fedor's Ehrenhaftigkeit?"

„Fedor's Ehrenhaftigkeit in Ehren", lachte ihr Bruder spöttisch, „aber er ist trotz seiner Körperkraft und Körperfülle, trotz seiner Bärenstimme und seinen Großprahlereien ein feiger Wicht, der schon als Knabe lieber schrie, als sich wehrte."

„Das ist mir neu! Unsere alte Masselott pries ihn immer als einen kräftigen, tüchtigen Knaben, der in allen Lebenslagen wissen würde, was er wollte!"

„Ja, ja! Mit dem Maule weiß Mancher, was er will, aber solche Sprecher scheuen die That und die Verantwortung. Aus diesem Grunde glaubte ich, Fedor habe die Flucht dem Verhöre vorgezogen.

„Verhöre — dem Verhöre? So weit wäre die Sache schon gediehen?"

„Allerdings. Es sind verantwortliche Vernehmungen über das Wesen der Burschenschaft angeordnet, weil die aufgefangenen Briefe blutige Vorsätze kundgeben. Man spricht sogar von Fürstenmorden."

Margot fuhr zurück.

„Daran wird sich aber Bruder Fedor nie betheiligen. Ich gebe mein Wort zum Pfande, daß er nur bramarbasirend seinen Namen hergeliehen hat."

„Genug — er ist fort von Berlin — „ausgekniffen", wie er es in seiner veredelten Sprache als Bursche nennen würde. Vielleicht steckt er bei der Mama in Dresden."

„Das wäre gut!" sprach Margot leise. „Das wäre mir sogar sehr lieb!"

„Er würde dort mindestens besser aufgehoben sein, als in England, wohin mehrere seiner Complicen geflohen sind."

„Ich begreife nur nicht, warum diese Dinge so ernsthaft verfolgt werden sollten, um eine Flucht nöthig zu machen? Mir scheinen es eher Jugendstreiche zu sein, als Verschwörungen!"

Lothar lachte verächtlich. „Du hast Recht! Zu große Angst vor Revolutionen macht die Monarchen lächerlich! Mir scheint im Staate Preußen Manches faul zu werden, deßhalb habe ich auch kurzen Proceß gemacht, bin straks von Berlin nach meinem Freunde, dem Prinzen Heinrich geeilt und habe mich ihm zur Disposition gestellt. Lieber unter einem freisinnigen, kleinen Fürsten Kammerherr sein, als in dem Cercle mißtrauischer und argwöhnischer Minister und Hofbeamte um eine Stelle arbeiten. Mein Ehrgeiz hat sich also schon modificirt, Schwesterlein — vielleicht entspricht meine Hoffart späterhin dieser Demuth! Nun aber wollen wir zu Mittag speisen und dann unsere weitern Pläne für Deine Reise entwerfen.“ Margot athmete tief auf und sendete einen schwärmerischen Abschiedsgruß über die Berge. Er faßte sie vertraulich in die Arme und geleitete sie vom Balcon in das Zimmer zurück, wo unterdessen ein einfaches Diner für sie vorbereitet war.

Als sie sich nach eingenommenem Mittagsmahle trennten — Margot um ihre alte Erzieherin aufzusuchen, Lothar aber um träumerisch umherzuschweifen — da war es vollkommen harmonisch und hell in ihrem Innern. Wunderbar erschien es dem Bruder, daß die junge Frau ihm unaufgefordert die Lippen zum Kusse bot und mit

Blicken in sein Auge sah, als wolle sie für's ganze Leben von ihm scheiden.

„Mögest Du nur recht glücklich werden“ sprach er gerührt. „Es ist aber nicht gut, daß Du mir Deine schwesterliche Liebe so kurz vor unserer Trennung zeigst. Meine Sehnsucht nach Dir wird nun um so größer sein!“ Sie schieden, ohne daß Margot auf diese Eingebung des Bruderherzens antwortete.

Drittes Capitel.

Margot's Abschied.

Das Mittagsessen war vorüber. Fräulein Emmy, die mit Hülfe einiger dienstbaren Küchengeister sowohl die Herrschaften im neuen Schlosse, als ihren versteckten Gast habe beköstigen müssen, war seelenglücklich, daß Alles so gut von Statten gegangen war.

Der freundliche Diensteifer, womit sie selbst die Bedienung im Zimmer der Mademoiselle Masselott übernahm, um nicht den geringsten Argwohn zu erwecken, ließ die Vorzüge ihrer annuthigen Gestalt im hellsten Lichte erscheinen. Herr Fedor konnte nicht umhin, dies anzuerkennen. Sein Auge flog bisweilen über seinen wohlgefüllten Teller hinweg und folgte mit großer Aufmerksamkeit den Bewegungen des gewandten und behenden Mädchens.

Emmy fühlte seinen Blick und erröthete. Ihr schalkhaftes Lächeln mehrte sich, und obwohl der Vorsicht wegen nicht ein Wort während der Mahlzeit ge-

sprochen wurde, so hatte sich während dieses kurzen, stummen Verkehres eine merkliche Vertraulichkeit zwischen ihr und dem jungen Manne entsponnen.

Sie glaubte fest, es mit dem Bruder ihrer kleinen Freundin zu thun zu haben, und da die Bonne sogar einmal, zwar in sehr gezwungenem Tone, „Vincent" zu ihm sagte, so wurde sie ihrer Sache nur noch gewisser.

Wie gesagt, das Mittagsessen war vorüber, Emmy ruhte auf ihren Lorbeern und dachte heimlich darüber nach, wie sie dem Gaste der Bonne, der einen vortrefflichen Appetit entwickelte, zum Abend etwas Gutes liefern könne, ohne Aufsehen in der Küche zu erregen.

Im Zimmer der Mademoiselle war es still wie in einer Kirche. Fedor hatte sich mit dem Bemerken zurückgezogen, daß er versuchen wolle, die Langweile zu verschlafen und sie selbst kämpfte, der Sicherheit wegen, erst eine lange Zeit mit der Neigung, ihr gewohntes Mittagsschläfchen zu machen, bis sie willenlos dem Arme des Morpheus erlag, der sie gewaltsam zum Schlummer entführte und sie ihrem Wächteramte ungetreu machte.

Eine geweihte Stille umgab die ehrwürdige Gestalt, die, aufrecht in ihrem Lehnstuhle sitzend, das

todtenhaft weiße Gesicht in die weichen Polster drückend, gleich einer Mumie der Vorzeit anzusehen war.

Mademoiselle schlief fest, sehr fest! Sie träumte ganz sicherlich den Gedanken weiter, mit dem sie entschlummert war, denn ein friedliches Lächeln umspielte ihre schmalen, eingesunkenen Lippen und nistete selbst auf der faltenreichen, bleichen Stirn. Sie hörte nicht, daß die Thür zum Entresol, welche klingelte, geöffnet wurde, sie hörte nicht, daß sich leichte Schritte ihrem Zimmer näherten, daß eine Menschenhand vorsichtig die Thür aufdrückte und daß Jemand in's Zimmer trat.

Es war Margot, die Gräfin Toska, welche, einer Lichtgestalt aus höhern Sphären gleich, im Eingange stehen blieb und forschend auf die schlafende Bonne blickte. Leise schwebte sie näher. O, hätte doch die alte Dame die Augen weit aufgethan, um dies reizende Wesen, den Abgott ihres alten Herzens, das Ideal ihrer Träume, noch einmal so zu sehen, wie sie dasselbe in ihrer früheren Jugend immer erblickt hatte. Im weißen Gewande mit blauen Schleifen! Im vollsten Schmucke ihrer jugendlichen Schönheit! Verklärt durch eine überirdische Hoffnung.

„Sie schläft!“ hauchte Margot kaum hörbar. „Sie schläft! Vielleicht ist es zu meinem Glücke, denn sie würde unter der dichten, künstlichen Maske mei-

nes Wesens die Unruhe der Sehnsucht durchblicken sehen. Sie hat mich gestern geprüft, bevor ich Aegyd wiedergesehen hatte — sie hat mich gestern frei von aller romantischen Schwärmerei befunden — mein zitternder Händedruck würde ihr ein Bekenntniß des göttlichen Entzückens werden, das heute meine Nerven immerfort durchbebt. Sie schläft! Ruhe, Frieden und Glück thronen auf ihrer Stirn! Schlafe, mein gutes Mamachen — schlafe und verträume die Schmerzen, die ich Dir bereiten muß. Vergiß mich bald, recht bald, damit mein Bild die Ruhe Deiner Träume nicht stört.“ Sie blickte fest und unbeweglich mehrere Minuten auf ihre alte Erzieherin, die eine Vertraute aller ihrer Freuden und aller ihre Schmerzen gewesen war, nieder; sie fühlte, daß sie ihr in diesem Augenblicke des herben Scheidens theurer war, als jemals; sie wankte sogar einen flüchtigen Moment in ihren Entschlüssen, indem sie des Jammers gedachte, den sie über dies ehrwürdige Haupt, über dies alte, treue Herz verhängen wollte, aber entschlossen wendete sie sich ab, die Liebe überwog alle ihre Bedenken.

Schon wollte Margot, nach einem Rundblicke auf die trauten Gegenstände im alterthümlichen Gemache, geräuschlos das Zimmer wieder verlassen, als hr einfiel, noch einmal in das Cabinet zu treten, wo

sie so unaussprechlich süß geträumt hatte, wenn sie, nach den heimlichen Zusammenkünften mit dem Geliebten, zur Ruhe gegangen war.

Schnell wendete sich ihr Fuß dem Schlafgemache der Bonne zu — schnell durcheilte sie es — schnell warf sie die Tapetenthür zurück — auf ihrem Lager ruhte ein Mann, nachlässiig hingeworfen, die Augen geschlossen, als ob er schliefe.

Es genügte ihr ein einziger Blick, um ihren Bruder Fedor zu erkennen.

Ob er schlief? Ob er nicht, rathlos vor Schreck bei ihrem unerwarteten Erscheinen, schnell die Augen geschlossen hatte, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen?

„Fedor — hier?“ dachte Margot mehr überrascht noch als er. Sie blieb stehen, um sich zu sammeln. „Wie vernünftig von ihm!“ dachte sie weiter. „Ob ich ihn wecke?“

Sie trat noch näher zu ihm heran. „Ob ich ihn wecke?“ flüsterte sie nochmals.

„Nein! Nein! Nehme ich lieber dies edlere Bild in seiner Ruhe mit mir hinweg, als die durch Rohheit entstellten Züge, die sich mir wachend zeigen würden. Gott behüte Dich, Du theurer, lieber Bruder — Gott segne Dich und lasse es hell in Dir wer-

den, damit Du das Wesen der edlen Freiheit und des hochsinnigen Strebens erkennen lernst. Möge ein holder Traum Dir das richtige Glück Deines Lebens vor die Seele führen, damit Du von den Chimären des Jugendübermuthes geheilt wirst. Gott segne Dich!" —

Nur einige Secunden später hob Fedor seine Augenlider und sprang vom Lager empor. Margot war aber verschwunden. Als hätte der Hauch eines Engels ihn berührt, als umflöße ihn der Odem Gottes, als bewege er sich in einer himmlischen Atmosphäre, so edel aufgerichtet stand der junge Mann da und schaute wie träumend um sich.

„Was ist geschehen mit mir?" fragte er. „Bin ich so tief gesunken gewesen, daß sich ein erbarmender Engel für mich zum Throne Gottes aufgeschwungen hat. Wie? Margot hättest Du Recht, ständ' ich wirklich dem Verderben so nahe, daß Du für mich beten mußt? Bin ich schuldig? Der Trauerton, womit sie mich Gott übergab, sollte es mir beinahe gewiß machen! Ich will Margot sprechen!" rief er energisch und that einige Schritte vorwärts. Aber er hielt wieder inne. Sein guter Geist wurde von dem Trotze des Mannes bekämpft und wich zurück.

„Soll ich mich den Urtheilen dieser Anstandsdame fügen?" murrte er. „Quod non, meine gnädige Frau

Gräfin! Gehen Sie Ihre Wege, ich aber werde meine Wege gehen. Mögen sich unsere Pfade nie wieder kreuzen! Aber bleiben kann ich nun hier nicht. Margot wird meinem Bruder und ihrem Gemale verrathen, wo ich zu finden bin, und ich habe wirklich durchaus keine Lust, mich hier, auf meinem eigenen Grund und Boden jagen zu lassen. In der Nacht breche ich auf! Da man meine Spur verloren hat, so wird es mir nicht schwer werden, vermöge der Matrikel von Vincent Dorsak England sicher zu erreichen. Dort kann ich die Geschichte abwarten. Der Masselott werde ich jedoch die Hölle heiß machen, daß sie mir meine Schwester hier hereingesetzt hat."

Nach diesem Selbstgespräche hätte man füglicher Weise erwarten können, daß Herr Fedor von Wöllner sich bereit machen würde, mit dem barschen Wesen eines flotten Burschen in das Zimmer der Bonne zu stürmen. Allein es geschah nicht, sondern er setzte sich ruhig in einen Sessel, der vor einem Tische mit Büchern stand, stützte sein Haupt auf die Hände und starrte höchst nachdenklich vor sich hin. Es vergingen Minuten nach Minuten und er regte sich nicht. Als sei das Leben seiner Studienjahre in dem Buche, das unaufgeschlagen vor ihm lag, verzeichnet, so aufmerksam blickte er darauf nieder und ließ die letzte Zeit seines

Lebens an sich vorüber ziehen. Noch haftete keine Schuld und Schande an ihm! Noch beschränkte sich das wüste Treiben seines Daseins auf knabenhafte Entwürfe, im Rausche erdacht. Sein Gemüth, unabhängig von dem Einflusse seiner Genossen, entwickelte die reine Kraft, die ihm im Grunde inne wohnte, und die totale Veränderung seiner Lage bewirkte. schon jetzt eine Veränderung seiner Ansichten.

Von Natur sanftmüthig und phlegmatisch, hatte es nur der Anregung wilder, leidenschaftlicher Männer bedurft, um ihn sofort in den Strudel der akademischen Orgien zu stürzen. Aber eben so schnell verrauschte die tolle Begeisterung, als er sich jetzt zum ersten Male ganz offenherzig befragte, wohin er dadurch gekommen sein würde. Er hatte den Kampfplatz seiner Thaten noch mit riesigen Entschlüssen verlassen — jetzt aber, in der Einsamkeit, fast gefänglich abgeschlossen von der Welt und ihrem Verkehre, kam er plötzlich zum Bewußtsein seiner strafwürdigen Bestrebungen. Er blickte zurück auf das Buch der Vergangenheit, wo durch Mord, durch Königsmord die Sache der Freiheit in Frankreich geschändet worden war. Hatten sie etwas Besseres im Sinne gehabt? War es denn blos Kinderspiel ihrer Phantasie geblieben, daß sie fünf und dreißig Dolche zu schleifen be-

schlossen, um das Herzblut der geheiligten Fürsten als Opfer für die Einheit Deutschlands fließen zu lassen? Ihm schauderte bei dieser Frage! Nein, es war ihnen Ernst gewesen! Schon hatten sich engere Kreise geschlossen, die im Geheimen ihre Helden erwählten und ausbildeten.

An einem Tage sollten alle Fürsten Deutschlands fallen und aus dem Chaos sollte dann eine Macht entstehen, würdig der großen, deutschen Nation!

Wie wenig Zeit und wie wenig Ruhe war erforderlich gewesen, um ihm die Großartigkeit dieses Planes in einem schauerlichen Lichte zu zeigen.

Hier saß er, nur der Freiheit seines Willens auf kurze Zeit beraubt, und schon empfand er im Drucke der Langweile eine Pein, die alle glänzenden Freiheitsideen verscheuchte und ihn vernünftig denken machte.

Der Mannestrotz hielt natürlich noch Wacht vor dem spartanischen Ehrgeize, der dem eigenen Herzen trotzte, allein da er schon im Stande war, die zweifelhaften Erfolge ihrer hochherzigen Mordpläne zu erkennen, so mußte sich seine gänzliche Umkehr mit Leichtigkeit bewirken lassen, wenn günstige Ereignisse sein Herz in Wallung brachten.

Viertes Capitel.

Der Bologneser.

Wir verließen Signor Giuliani im Begriffe auszugehen, und zwar in der höchst löblichen Absicht, den Bologneser der Gräfin von Brandenburg zu stehlen.

Signor Giuliani gehörte zu den Menschen, die vor Selbstsucht blind und taub gegen die Rechte ihrer Nebenmenschen werden. Er gab sich nie die Mühe, darnach zu fragen, ob seine Handlungsweise tadelnswerth sei, sondern er folgte seinen Trieben, wenn sie einmal erwacht waren. Eine wahre Manie ergriff ihn zum Beispiel beim Erblicken schöner Hunde, und seine Finger streckten sich unwillkürlich aus, um sich in den Besitz derselben zu setzen.

Es war etwas Sonderbares in dieser Leidenschaft, und man konnte wohl behaupten, daß sie in einer gewissen Schadenfreude gründete, denn er stahl nie die Hunde armer Leute, sondern die verwöhnten, allerliebsten Schooßhündchen vornehmer Damen, die diese Thierchen

als ihr liebstes Spielwerk betrachteten. Daß er selbst keine große Anhänglichkeit an seinen Hund bewies, haben wir an der brutalen Behandlung des armen Mopses gesehen.

Aber auch ein Mops kann vom Geschicke gerächt werden, und dieser arme amico mußte billigerweise doppelt und dreifach vom Verhängnisse berücksichtigt werden, wenn es eine Gerechtigkeit im Laufe der Welt geben sollte.

Signor Giuliani setzte sich also ziemlich gravitätisch in Bewegung, um sein Gelüst nach dem Bologneser der Gräfin zu befriedigen, und der Tag eignete sich über alle Erwartung gut zur Ausführung seines Planes.

Gräfin Julie war schon vom frühen Morgen an so interessant und wichtig beschäftigt gewesen, daß sie wenig an ihr Hündchen gedacht, und es noch nicht einmal zu sehen verlangt hatte. Schon früh hatte sie ein Billet des Königs empfangen, das sie beantworten mußte. Dann war ein Cavalier von hohem Range erschienen und hatte ihr einen bedeutungsvollen Vortrag gehalten. Nach seiner Verabschiedung war die Gräfin ausgefahren, und zwar, wie die Dienerschaft verwundert flüsterte: „zu ihrer Mutter“, die seit einigen Monaten in Berlin weilte, um einen Arzt zu consultiren. Sie pflegte ihre Mutter, die Gräfin Dönhof, nie im Galawagen zu

besuchen. An diesem Tage aber fuhr sie in vollem Glanze dorthin.

Seitdem sie zurück war, saß sie in ihrem Zimmer allein und hatte ihre Gesellschaftsdame angewiesen, Niemand vorzulassen, als den jungen Dorsak.

„Heute wolle sie Musik hören — heute wolle sie singen!“ lautete ihr Befehl.

Nun kam Signor Giuliani steifen Schrittes daher, stieg dreist die Stufen zum Hotel der Gräfin hinan und versuchte mit nachlässiger Miene bis zum Wartesaale vorzudringen, wo der Bologneser sein Quartier hatte.

Die Lakaien sahen dem Manne unschlüssig nach, keiner aber hielt ihn auf.

Man kannte ihn, da er häufig zur Gräfin befohlen wurde, um die Gesellschaft durch sein vortreffliches Quitarrespiel — ein Instrument damaliger Zeit — und sein kunstfertiges Pfeifen zu amüsiren.

Einer der müßigen Bedienten verließ sich auf den andern, und jeder glaubte, daß der Signor bei dem gemeldeten Beschlusse der Gräfin „Musik treiben zu wollen“ betheiligt sei.

Genug, der alte Italiener passirte unangefochten ihre Reihen und befand sich sehr bald im Wartesaale, dicht neben den rothseidenen Kissen, worauf das Hündchen mit dem vollen Anstande eines echten Bolognesers ruhte.

Inzwischen war es Abend geworden und eine heilsame Dämmerung lag auf den Treppen und im Flure, als Signor Giuliani nach einiger Zeit eben so langsam und gemessen wieder hinab kam und an dem Portier mit dem herablassenden Gruße:

„Ich wünschen guten Abend!“ vorüber schritt.

Die Zeit rückte vor. Die Stunde nahete, wo Vincent Dorsak gewöhnlich erschien, um entweder der Gräfin etwas vorzutragen, oder mit ihr Duetto zu singen.

Die Dienerschaft, angewiesen, den jungen Mann ungehindert hinaufgehen zu lassen, kümmerte sich um seine Ankunft wenig. Keiner wußte, ob er schon da sei. Die Stunden verflogen aber, und er kam nicht.

Ungeduldig klingelte die Gräfin, und fragte nach der Ursache dieses Ausbleibens.

Als sie erfuhr, daß er gar nicht dagewesen sei, bemächtigte sich ihrer ein schmerzlicher Unmuth. Sie glaubte, er zürne ihr wegen der gestrigen Abweisung, und sie nahm sich vor, den jungen Mann einmal fühlen zu lassen, daß sie recht gut ohne ihn fertig werden könne. Sie hatte ihn verwöhnt — so meinte sie in ihrem Verdrusse. — Die herzliche Zuneigung zu ihm hatte sie zur Vertraulichkeii hingerissen, die bei jedem andern jungen Manne zweideutig erscheinen konnte, nur bei Vincent,

dem unverdorbenen, für die Musik schwärmenden Jüngling nicht.

Es war ein Genuß für den stillen, forschenden Beobachter, diese beiden begabten Wesen bei feurigen Duetten zu sehen, mit welchen unschuldigen und heitern Blicken sie sangen:

„Wenn mir Dein Auge strahlet,
Ach, dämpfe dieses Feuer!“

und mit welcher Begeisterung sie die Liebe, das Verlangen und den Schmerz der Entsagung in ihre Töne legten, ohne etwas Anderes dabei zu empfinden, als den Enthusiasmus für die Tondichtung des genialen Componisten.

Das Verhältniß zu Vincent war der Gräfin lieblichste Zerstreuung. Sie entbehrte, wenn er nicht kam, um mit ihr zu musiciren. Es traf also sein unerwartetes Ausbleiben ihr Herz, und stimmte sie um so trauriger.

Um sich aus dieser Stimmung herauszureißen, verlangte sie nach ihrem Bologneser. Man suchte ihrem Wunsche sogleich nachzukommen und rief das Hündchen. Azor kam aber auch nicht.

Jetzt brach das Ungestüm ihres Wesens hervor. Sie eilte selbst nach dem Saale hinaus, wo das Hündchen mit aller nur denkbaren Eleganz gebettet war.

Azor's seidene Kissen waren leer.

Man rief, man lockte, man suchte in allen Winkeln, man fragte im ganzen Hause, auf der Straße — es entstand eine Unruhe im Hotel, als sei das Leben der Gräfin in Gefahr — Alles vergeblich, das Hündchen war fort.

Außer sich vor Schmerz, denn der Bologneser war ein Geschenk des Prinzen Heinrich von Reuß, bot sie Alles auf, um irgend eine Nachricht, irgend eine Spur von dem Verbleib des Thierchens zu erhalten. Sie fragte und forschte vergebens.

Daß es gestohlen sein könne, daran dachte Niemand.

Das Hündchen war unversehens aus der Thüre geschlüpft, war natürlicherweise die Treppe hinabmarschirt, hatte sich aus lieber, langer Weile die Straßen besehen, und hatte wegen der Unbekanntschaft mit dem Wege, das Haus nicht wieder finden können.

So war der Verlauf der Sache. Natürlich — ganz natürlich!

Wer hätte denn auch daran denken können, daß Signor Giuliani, dieser ehrbare Veteran der Thalia, eine so ungewöhnliche Frechheit entwickeln würde, den Hund von seinem Lager in seine Arme zu nehmen, und ihn so lange zu cajoliren, bis das Thierchen sich behag

lich an ihn schwiegte, und sich ohne Widerstreben unter dem Rock verstecken ließ.

Wer hätte denn ahnen können, daß dieser Signor die Dreistigkeit so weit treiben würde, am hellen Tage, kaum daß es in den Hausräumen ein wenig dunkelte, mit einem gestohlenen Hunde aus dem Hause zu gehen, dicht neben dem Portier weg, dem er unnützer Weise noch einen „guten Abend" zurief.

Nein, daran dachte kein Mensch und die Gräfin in ihrem Kummer am allerwenigsten.

Sie ließ ihrem Zorn freien Lauf, verabschiedete auf der Stelle zwei der Lakaien, die danach hätten sehen können und legte sich eben so traurig wie am Tage zuvor, wo sie einen Geliebten verloren hatte, zu Bette.

Aber das Verschwinden des Hundes machte ungeheures Aufsehen. Man erinnerte sich des andern Tages, daß der schöne, gelbe Mops der Gräfin Sontikof vor einigen Monaten eben so geheimnißvoll verschwunden sei, und daß einige reiche Jüdinnen (worunter die Geliebte eines Prinzen, der dieser als Sinnbild seiner Treue auch ein Prachtexemplar von Hund zu Füßen gelegt) ebenfalls den Verlust eines theuren, hochgeliebten Hündchens zu beklagen hatten.

Der Unwille wurde allgemein. Er erstreckte sich von den Sälen der königlichen Paläste bis in die Kammern der königlichen Bedienung und schnellte sowohl die Herzen der reichen Bourgeoise als die der hochgestellten Comtesse. Es war ein Fieber, wie es oft durch des Vaterlandes Gauen geht, und arm, wie reich — niedrig, wie hoch — vornehm, wie gering — entzündet mit einem Schlage, mit dem Schrei des Unwillens und der Empörung! Man konnte es das Hundefieber nennen! Denn wo zwei Menschen zusammenstanden, da wurden Hundeverluste besprochen.

In den Bierschenken sprach man nur von verloren gegangenen Hunden — die Spalten der Zeitungen wurden mit Berichten von diesem Thema gefüllt, ja, selbst in den Sessionen vergaß man die anderweiten Beschäftigungen und vertiefte sich in Hundegeschichten.

Wie hätte man sich auch darüber wundern können, daß es so war? Lag es nicht im Zeitgeiste des neunzehnten Jahrhunderts, der sich bis zur Jetztzeit bewährt hat, daß im Reden die Weisheit und im Sprechen die Handlung vertreten wird?

Allein das weise Reden und das Besprechen der Thatsachen brachte den Bologneser der Gräfin nicht wieder zum Vorschein und man vergaß endlich

über die Ankunft der Catalani, der glorreichen Königin des Gesanges, die Klagelieder über die Hunde.

Es waren der Künstlerin, die zum ersten Male Deutschland durchreiste, so wunderliche Gerüchte vorausgegangen, daß die Berliner fast vor Neugier starben, als der Tag herannahete, wo sie ankommen sollte. Schaaren von Neugierigen durchzogen die Linden, um den Gasthof zur Sonne zu belagern, in welchem Zimmer für sie in Bereitschaft gehalten warden, und wenn man früher sagen konnte, daß der Diebstahl des hübschen Bolognesers Gruppen von Leuten zusammenstellte, so war jetzt der Name Catalani das Losungswort für jede Geselligkeit. Man erzählte sich die lächerlichsten Geschichten von ihr. Nach dem Berichte des Einen sollte sie ein verkleideter Mann sein, dagegen nach der Versicherung des Andern „eine große, starke, fürchterliche Frau, die ihren Gatten tirannisire, die ihn züchtige, wenn er es sich erlaube, einige Groschen mehr auszugeben, als sie ihm bestimmt habe. Von ihrer Stimme circulirten die absurdesten Anecdoten. Eine Dame war vor Entsetzen darüber gestorben. Eine zarte Fürstentochter hatte Lachkrämpfe bekommen, als sie „God save the King“ angestimmt. Trotz dieser unsinnigen Erzählungen konnte man die Zeit nicht erwarten, sie zu sehen. Hui — wie flog das Gerücht

von Mund zu Munde. „Sie ist da! Sie ist in der Nacht angelangt und wird schon in der Morgenfrühe eine Probe halten!“

Von nun an belagerten die neugierigen Menschen beharrlich das Gasthaus, um sich wenigstens für's Erste von der Aeußerlichkeit der Künstlerin zu unterrichten. Sie hatten sehr bald Gelegenheit sich zu überzeugen, daß Frau von Valabrégue-Catalani eine schöne, weder zu große, noch zu dicke Dame war, die als ein Modell der größten Anmuth gelten konnte. Sie erschien am Fenster, mit so unbefangener Freundlichkeit auf die versammelte Menge hinabblickend, und vergalt das Vivat, welches einige exaltirte Musikliebhaber ihr brachten, mit so liebenswürdigen, holdseligen Grüßen, daß alle entstellenden Gerüchte wie mit einem Schlage vernichtet wurden.

Gräfin Julie hörte von dem Spectakel. Sie zeigte nicht weniger Neugier, als alle Andern und erwartete mit einiger Spannung die Stunde, wo sie die Künstlerin zum ersten Male sehen und hören werde. Ihre Gedanken waren zwar durch ihre Privatangelegenheiten sehr in Anspruch genommen, allein so viel Zeit blieb ihr immer noch, sich einige Stunden der Musik zu widmen.

Zu ihrem Erstaunen blieb Vincent seit jenem

Abend aus. Sie fühlte sich durch diese Vernachlässigung auf das Empfindlichste verletzt, und so oft ihr gutes Herz sie auch antrieb, durch einen Lakaien Nachfrage halten zu lassen, da Krankheit der Grund seines Nichterscheinens sein könne, so versagte ihr doch ihr Eigenwille stets die Einwilligung zu dem einfachen Mittel der Aufklärung eines eben so befremdenden als ungezogenen Benehmens. Sie ertrug lieber die kleine Unannehmlichkeit, die ihr dadurch bereitet wurde und ließ die Sache auf sich beruhen.

Aber bedenklich wurde sie doch, als ihr Auge auch in den Concerten, die die Catalani gab, vergeblich nach ihm spähete. Sie sah ihn nicht, sie sah aber auch den Signor Giuliani nicht, der sich doch früherhin stets der intimsten Freundschaft mit der Sängerin gerühmt und sogar eine Verwandtschaft geltend gemacht hatte.

Worin mochte das liegen? Die Gräfin brannte vor Ungeduld, den Zusammenhang dieser Zufälligkeiten zu erfahren. Sie fragte bei allen ihr bekannten Musikern danach. Niemand konnte ihr Auskunft geben.

Zwischen durch gab die Catalani ihre Concerte. Der Eindruck, den ihr Gesang, unterstützt von einem vollendeten, dramatischen Vortrag, machte, war unbeschreiblich. Die ganze Residenz kam in Allarm. Vom

Könige und dem ganzen königlichen Hause an, bis zu den niedrigsten Volksschichten war Alles voller Entzücken. Wer das Geld zu dem enorm theuren Eintritt nicht erschwingen konnte, drängte sich in die Nebenhäuser, in die Seitenstraßen und Höfe, um von dort aus einige Töne dieser wunderbaren Sängerin, die Alles im Sturm der Begeisterung mit fortriß, zu erhaschen.

Unter diesen Umständen blieb Alles liegen, was an Geschäften nicht gerade sehr pressirte. Man vergaß über den entzückenden Gesang, über die schöne anmuthige Italienerin, über die erschütternde Wirkung ihres Talentes Alles, was sonst das Interesse rege gemacht hatte. Man that, buchstäblich genommen, wochenlang nichts weiter, als daß man die Catalani bewunderte.

Die Triumphe, die sie feierte, fielen rückwirkend auf das ganze Publikum, um es zu immer größerm Enthusiasmus anzufeuern, und dieser allgemeine Rausch der Begeisterung wurde endlich beispiellos, als sie ihr letztes Concert in die Kirche verlegte und den Ertrag desselben für die Armenanstalt der Residenz bestimmte. Sie hatte ihren Aufenthalt in Berlin von Tag zu Tag verlängert und die Umstände, unter welchen sie die Stadt endlich verließ, bewirkten, daß ihre Abreise mit noch größerm Eclat vor sich ging, als ihre Ankunft.

Sie setzte ihre Künstlerreise durch Deutschland fort, ohne den jungen Sänger, der auf ihr Erscheinen in der Residenz so große Hoffnung gebauet hatte, nur mit Augen gesehen zu haben und ohne mit dem Signor, der sich ihrer Freundschaft rühmte, in Verkehr gekommen zu sein. Wir aber wenden uns zu dem Letzteren zurück, den wir in erwünschtem Wohlsein, beschäftigt mit seinem Hündchen, in seinem Zimmer finden, und zwar an dem Tage, wo die Catalani erst erwartet wurde.

In demselben phantastischen Anzuge, nur etwas unsauberer wie bei dem ersten Besuche, den wir ihm zu machen genöthigt waren, saß der Italiener auf einer Fußbank und war bemüht, dem armen kleinen Azor das schöne, lockige Haar so kurz wie möglich abzuschneiden, um ihn unkenntlich zu machen. Das Thier zitterte vor Angst und warf von Zeit zu Zeit flehende Blicke zu seinem Peiniger auf. Dieser lachte boshaft und hielt nach seiner Manier Gespräche mit ihm.

„Du sein ein eitles Hündchen, amico“, spöttelte er, indem er die Locken von den Ohren herunterschnitt und sie in ein Körbchen warf, worin der Hund für gewöhnlich schlief. „Du winseln, weil Du schöne Locken verlieren. Haben Du nur Geduld, Locken wachsen wieder, Du sein dann wieder Bologneserchen. Biscuit bekommen Du freilich nicht mehr, aber Brot, so viel

Du wollen, amico — haben Du nur Geduld, wir bekommen auch Biscuit, wenn Vincent erst sein werden ein großer Sänger. Hören Du wohl, amico? Du müssen nur artiger sein, als seliger amico, der sein ein Näscher, wollen Braten fressen wie bei Fürstin Sontikof —"

Als habe er die rächende Nemesis heraufbeschworen mit der Nennung dieses Namens und der Erinnerung an den seligen amico, so prompt hinterher dröhnte ein hartes Klopfen an seiner Thür durch's stille Zimmer.

Der Signor warf die letzten Locken in den Korb und legte den vor Frost bebenden Hund darauf, bevor er aufstand, um nachzusehen, wer da so unverschämt an seiner Thür poche.

Ein Polizeisergeant trat ihm entgegen, noch ehe er selbst die Thür erreicht hatte.

Verwundert hob Giuliani seine lange Nase etwas impertinent gegen den Diener der Polizei auf und fragte hochmüthig:

„Was stehen zu Befehl? Ich haben nicht gebeten herein zu kommen!"

„Darauf pflegen wir Diener der Gerechtigkeit auch nicht zu warten, wenn es darauf ankommt, Jemanden zur Verantwortung zu ziehen", antwortete der

Sergeant grob, indem er etwas in einem Papiere Zusammengewickeltes hervorholte und es vor den Augen des Italieners entfaltete.

„Können Sie mir vielleicht sagen, Herr Giuliani", begann er dabei, „ob dies das Fell ihres vor einigen Tagen verstorbenen Mopses ist?"

Ein leichter Schrecken durchfuhr die Brust des alten Sünders. Ihm fiel jetzt erst schwer auf's Herz, daß er damals, wo er triumphirend mit seiner Beute von der Gräfin nach Hause gekommen war, die Leiche seines Mopses nicht mehr vor der Thür gefunden hatte, wohin er sie geworfen. Er hatte jede Frage danach für überflüssig gehalten, weil ein todter Hund für Niemand Interesse haben konnte.

Jetzt, wo er das Fell in sauberem, unverletztem Zustande vor sich sah und dabei an die kenntliche Zeichnung des seltenen Thieres gedachte, jetzt überfiel ihn die Furcht vor der Rache der Fürstin Sontikof, die Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um den Dieb ihres kleinen Lieblings aufzufinden.

Schlau, wie Giuliani war, suchte er sich erst bei der ganz genauen Prüfung des vorgezeigten Falles zu fassen, um eine ausreichende Antwort zu finden, die der Policist gelten lassen würde.

„Wahrhaftig, mein Herr", rief er plötzlich lebhaft,

und affectirte eine Rührung, die er keineswegs empfand, „wahrhaftig, das scheinen mir das Fell meines guten amico zu sein, der mir vor acht Tagen gestohlen sein! Wo haben Sie es her?“

Der Sergant blickte ihn gemüthlich an und fragte wiederholt: „Also Sie erkennen wirklich das Fell Ihres gestorbenen Hundes? Irren Sie sich auch nicht, Herr Giuliani? Sehen Sie sich die ganze Haut nochmals an. Woran glauben Sie denn Ihren Mops zu erkennen? Ich dächte, das wäre schwierig beim bloßen Felle.“

„Ei, Herr Polizeimann“, erwiderte der Italiener, durch diese Rede gänzlich beruhigt und den Plan verfolgend, seinen Hund für gestohlen auszugeben, „denken Sie denn, daß ich nicht erkennen mein treues, gutes Hundchen, das ich haben groß gezogen von so klein an!“ Er machte die Pantomime der größtmöglichsten Kleinheit mit beiden Händen.

„Woran erkennen Sie denn aber das Fell?“ fragte der Sergeant dringender. „Es kommt mir darauf an, die Identität Ihres Hundes mit diesem Felle festzustellen, also muß ich bitten, mir die Kennzeichen bestimmt anzugeben!“

„Nichts leichter als das, mein Herr“, erwiderte der Signor lachend, ließ aber seinen Blick, wie er meinte, verstohlen nach einem Gegenstande schweifen, der seit-

wärts auf der Erde, neben dem Korbe lag. „Sehen Sie den Streif hier auf dem Fell — sein es nicht ein natürlich' Halsband von braun auf gelb?"

„Allerdings", sprach der Sergeant beifällig. „Accurat wie ein braunes Halsband. Den Mops haben Sie also selbst aufgezogen? Wo haben Sie ihn aber damals hergekriegt?"

„Ah, Signor", rief Giuliani im Tone freudiger Erinnerung, „von einem kleinen Savoyarden, der haben zwei ganz egale Möpschen. Ich den einen kaufen und eine vornehme Dame den andern kaufen, per dio!"

„So, so! Es gibt also noch ein Exemplar von dieser Sorte? Wo denn? Ich muß den Namen dieser vornehmen Dame wissen, um dort auch nachzufragen. Nun, Herr Giuliani — besinnen Sie sich — wer hat den andern, ganz gleichen Mops?"

„Das wissen ich nicht!" betheuerte der Italiener treuherzig.

„Nun, so will ich es Ihnen sagen, Herr Giuliani", sprach der Polizeisergeant eben so treuherzig. „Es ist die Fürstin Sontikof und merkwürdiger Weise ist der Dame ebenfalls ihr Mops gestohlen, wie Ihnen. Mich wundert nur, daß Sie dies nicht erfahren haben, und daß Sie den Mops bei der Fürstin nie gesehen haben, da Sie

fast täglich dort hingekommen sind zum Guitarre-Unterricht."

Der Signor hielt es für angemessen, sich das Ansehen zu geben, als habe er den Sergeanten nicht recht verstanden. Er schüttelte mit dem Kopfe und wiederholte:

„Das wissen ich nicht!"

„Nun, ich weiß aber genug", versetzte der Diener der Gerechtigkeit etwas barscher, „und bitte Sie, sich fertig zu machen, um mir folgen zu können. Während dessen will ich mir die Raritäten Ihrer Stube einmal gründlich besehen, und namentlich das hübsche Halsband, das da neben dem Korbe liegt, einstecken." Er bückte sich, um nach dem Bande zu greifen, welches, als ein Vermächtniß des seligen amico, den Hals des armen, geschorenen Azors zieren sollte. Diesen Augenblick benutzte der Italiener, um mit ausbrechender Wuth dem Sergeanten einen Faustschlag im Nacken zu versetzen, der leicht eben so schädlich auf den Mann hätte wirken können, wie damals sein Angriff auf den seligen amico. Glücklicherweise richtete sich aber der Sergeant weit rascher wieder auf, als man denken konnte, und Giuliani fuhr mit der ganzen Wucht des vorbereiteten Schlages gegen einen Schrank, der dicht daneben stand. Der Schrank wankte, daß die Gläser darin klirrten.

„Sehen Sie mal!“ rief der Sergeant erstaunt, seine Augen blitzend vor Zorn auf ihn richtend, „was exercieren Sie denn da für Kunststücke? Sind Sie denn auch Jongleur oder sonst so ein Teufelskerl geworden, daß Sie Schränke tanzen lassen? Da hört denn doch alle christliche Nachsicht auf, wenn man seines Lebens nicht sicher ist. Schnell, ziehen Sie sich an, Sie vermaledeiter Hundedieb, und wenn Sie sich rühren, so lege ich Ihnen Handschellen an und schleppe Sie in Ihrem verrückten Costüme zum Scandale von ganz Berlin durch die Straßen. Allons! Fertig gemacht!“

Der Italiener wendete ihm trotzig den Rücken zu, traf aber nicht die geringste Anstalt, sich anzukleiden, sondern fluchte in seiner Muttersprache vor sich hin.

„Jetzt gilt es, kurzen Proceß machen“, sprach der Sergeant, indem er nach der Thür sprang, theils um sein Leben zu sichern, denn er sah ein Messer in der Hand des Italieners blitzen und die ganze rachsüchtige Natur aus dessen Augen leuchten, theils um sich Zeugen bei der Untersuchung des Zimmers herbei zu holen, weil er mit diesem Menschen allein nicht fertig werden konnte. Bevor er die Thür erreichte, sauste das Messer an ihm vorbei und fuhr bis an's Heft in die Thür hinein. Im

Nu hatte der Sergeant seinen Degen gezogen und hieb mit aller Gewalt nach dem Wüthenden, dessen erhobener Arm denn auch darnach fast abgetrennt an seinem Leibe hinabfiel.

Von dem gellenden Schrei: „Im Namen des Königs — zu Hülfe!“ herbeigelockt, füllte sich im nächsten Augenblicke das Zimmer des Signor mit Menschen, und er selbst, halb ohnmächtig darniedergesunken, wurde, wie er ging und stand, in's Gefängniß geführt, um dort erst den Händen eines Chirurgen überantwortet zu werden.

Unterdessen visitirte mit immer stärkerem Mißtrauen der Polizeisergeant das große, purpurroth decorirte Zimmer und kam endlich auch dazu, in den Korb zu sehen, der bis dahin unbeachtet von ihm geblieben war.

Zu seinem Erstaunen fand er darin einen ganz kahl geschorenen kleinen Hund, der sich, bebend vor Frost, unter einer Menge von wolligten Gegenständen, die sich bei genauer Betrachtung als seidenweiche Hundehaare erwiesen, verkrochen hatte.

Eine Ahnung durchblitzte die Seele des Polizeibeamten. Er hatte nur die Spur verfolgt, die ihm der

Zufall eröffnete, als ein Mensch das Fell des schön gezeichneten Mopses dem Inhaber eines Naturaliencabinets zum Ausstopfen anbot und dieser auf der Stelle den sehr bekannten Hund der Fürstin Sontikof erkannte, und nun stand er, wie es schien, vor der Aufklärung aller mysteriösen Hundediebstähle. Er vermuthete sogleich den Hund der Gräfin von Brandenburg unter dieser kleinen, magern Mißgestalt, die sich wimmernd in seinen Händen wand, und hüllte ihn liebkosend in seine eigenen Haare wieder ein, denen er noch ein weiches Federkissen aus dem Bette des Signor zufügte. So nahm er dieses corpus delicti unter den Arm, um es zur Feststellung des Verbrechens zu benutzen.

Nach einer Stunde war das Zimmer des Signor Giuliani geschlossen und mit den Siegeln der Polizei versehen. Er selbst aber lag im Gefängnisse, krank und elend vom Wundfieber, und hörte nichts von dem Vivat, womit man die Catalani zu derselben Stunde begrüßte, wo er der rächenden Nemesis verfiel.

Seine Untersuchung wurde seiner Wunde wegen bis auf Weiteres vertagt, und da der kleine Hund in dem Zustande, worin er sich für jetzt befand, kaum als ein Bologneser recognoscirt werden konnte, so wartete man es ab, sein Haar erst wieder so weit wachsen zu lassen, daß er einem Hunde ähnlich sah.

Die Sache ruhete also bis auf Weiteres. Der Signor Giuliani wurde jedoch nicht wieder gesehen, seit er im Kaftan, Turban und Pumphosen die Straßen Berlin's passirt hatte, um in den Mauern der Stadtvoigtei zu verschwinden.

Fünftes Capitel.

Folgen der Gastfreundschaft.

Wo der Signor Giuliani steckte, während Alles, was Musik verstand, in halber Raserei der Catalani zuströmte, wissen wir nun.

Wo aber in aller Welt war Vincent geblieben?

Mit jugendlich begeistertem Herzen, des großartigen Erfolges in blinder Eitelkeit gewiß, übte Vincent zu Hause die Gesangspiece ein, welche der Signor ihm zur Eröffnung seiner musikalischen Laufbahn empfohlen hatte.

Obwohl ihn bei diesem Exercitium bisweilen der Gedanke überschlich, daß dergleichen Kunststücke wohl der eigentlichen Kunst unwürdig seien, so war er doch zu sehr überzeugt von des Signor's Fähigkeit, darüber ein sicheres Urtheil fällen zu können, als daß er gewagt hätte, dagegen zu opponiren. Deßhalb unterwarf er sich blindlings diesem Rathgeber und übte unverdrossen die Läufe, Triller, Harpeggien u. s. w., die eigentlich

nicht der Menschenstimme, sondern einer Violine vom Componisten bestimmt waren. Zuletzt machte diese Uebung ihm selbst Spaß. Wie es oft zu gehen pflegt, daß die Gewohnheit die absurdesten Dinge heiligt, so geschah es also auch hier.

In der steigenden Aufregung seines Geistes hatte er, vielleicht zum ersten Male seit Jahr und Tag, seine vornehme Freundin, die Gräfin Julie, ganz vergessen. Er war dergestalt von der Idee eines durchgreifenden Triumphes durchdrungen, daß er nur dies Ziel vor Augen hatte. Alles Andere verschwand in einem chaoti- Gewirre. Das Bild seiner Mutter wich zurück. Er emancipirte sich nach und nach von dem Einflusse, den ihre Beschwörungen auf ihn ausgeübt hatten und er stellte sich mannhaft dem Fluche eines Großvaters entgegen, welcher nicht das Recht hatte, sich dem angebornen Talente seines Enkels zu widersetzen.

Unter solchen Gefühlen verging ihm auch der zweite Tag, ohne ihn an seine Pflicht gegen die Gräfin zu erinnern. Er lag seiner Vorbereitung für ein öffentliches Rivalisiren mit der zähesten Beharrlichkeit ob und wurde von Minute zu Minute zuversichtlicher, daß er neben die größte Sängerin ihrer Zeit treten könne.

Ein fataler Zufall störte ihn in diesen vermessenen

Träumen, die von seiner wachsenden Eitelkeit unterstützt wurden.

Eben beschäftigt, die chromatische Tonleiter herauf und herunter piccicato zu üben, trat ein Mann zu ihm ein, den er am allerwenigsten erwartet haben konnte. Es war der Pedell der Universität, der ihn auf der Stelle zum Rector Magnificus beschied, eine Maßregel, die immer einen Conflict der Studirenden mit den bestehenden Universitätsgesetzen verräth.

Obwohl nun Vincent ein ganz reines Gewissen hatte, und höchstens einem Mißverständnisse begegnen konnte, so füllte doch ein ganz unbeschreibliches Unbehagen seine Brust bei dieser Citation, das noch stieg, als der Pedell ruhig an der Thür Posto faßte und ihm erklärte, „er würde bleiben und ihn zum Rector begleiten."

Vergebens fragte Vincent mit zorngerötheter Stirn was das zu bedeuten habe, der Pedell behauptete, dies nicht zu wissen, aber dem strengen Befehle des Rectors nicht widerstreben zu dürfen.

Vincent, ziemlich verdrießlich, warf seine Musikalien zusammen, schloß sein Clavier und machte sich fertig zu einem Gange, der von ungeahnten Folgen für sein ganzes Leben sein sollte.

Er fand den Rector in seinem Zimmer, mit heftigen Schritten hin und her gehend.

„Darf man denn keinem Menschen mehr trauen!“ rief er ihm zornig entgegen. „Versteckt sich denn das Verräthersystem selbst unter einer Maske, wie Sie zu tragen scheinen? Wahrhaftig, diese Erfahrung schmerzt mich, Dorsak, denn ich habe volles Vertrauen zu Ihrem ehrlichen, offenen Auge gehabt.“

Er brach plötzlich ab, blieb stehen und sprach mit kaltem, ruhigem Tone weiter:

„Sie gehören der Verbindung der Burschenschaft an?“

„Ja!“ antwortete Vincent, der nicht wußte, ob er blos träume.

„Sie spielen den Spion der Burschenschaft, und unterrichten Ihre Cameraden bei Zeiten von den Maßregeln, die man gegen ihr ruchloses Treiben anzuordnen gedenkt? Läugnen Sie nicht, es ist erwiesen! Und Sie haben Ihre Matrikel gemißbraucht, um Einem Ihres Corps, auf den man Jagd zu machen nöthig fand, fort zu helfen. Sie halten sich schlauer Weise fern von dem wilden Leben der Burschenschaft, um die hochverrätherischen Pläne derselben in der Stille um so energischer unterstützen zu können. Sie bewegen sich absichtlich in den höchsten Kreisen, um dort zu erlauschen, was man für Beschlüsse gegen die Verschwörer faßt. Seien Sie still, und suchen Sie sich nicht zu vertheidigen — widerlegen

lassen sich die Thatsachen nicht. Ich kenne Sie nun hinlänglich, um auf Ihre Schlauheit zu rechnen."

Vincent hatte sich immer straffer, immer stolzer bei den Beschuldigungen des Rectors emporgerichtet. Sein Blick hing sich vorwurfsvoll, aber vollkommen ruhig an den Blick des Eifernden, der ihn gar nicht zu Worten kommen ließ.

„Gestatten Sie —" fiel er jetzt ein. Die heftige Geberde des Rectors schnitt seine fernere Rede wieder ab.

„Ich habe gar nichts weiter mit Ihnen zu thun! Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, daß Sie ohne Weiters so lange in den Carcer spacieren, bis im Cabinette des geheimen Polizeiministeriums über Sie verfügt wird. Ich handle nach der Instruction des Ministers, also sparen Sie sich, mir gegenüber wenigstens, alle Lügen und Beschönigungen. Daß ich das erleben muß, und noch dazu von Ihnen, der mir stets als ein solider, der Musik mehr als mir manchmal gut dünkte, ergebener Jüngling erschien! Gehen Sie in Ihre Zelle mit dem festen Entschlusse, umkehren zu wollen, da es noch Zeit ist — erkennen Sie in Ihrer Einsamkeit, daß das deutsche Volk nie so tief sinken wird, um zum Morde Zuflucht zu nehmen, wenn es politische Interessen ver-

folgt. Pfui der Schande, daß deutsche Jünglinge sich solchen blutdürstigen Plänen hingeben können!"

Er warf einen verächtlichen Blick auf Vincent, der vollkommen versteinert diese Strafrede anhörte, und wendete sich mit einer Handbewegung, die seine Entlassung ausdrücken sollte, hinweg.

Diesen ersten Moment der Ruhe benutzte der junge Mann, um mit erhobener, sehr entschiedener Stimme zu sagen:

„Hier waltet ein Irrthum ob, Herr Professor Wilkens."

„So?" fuhr Wilkens wieder zornig auf. „Wem haben Sie denn Ihre Matrikel geborgt?"

„Niemanden, Herr Professor! Meine Matrikel liegt in meinem Schreibtische!" versetzte Vincent sehr fest, indem er ihm einen Schritt näher trat.

„Nun, da wird man sie schon finden und den Irrthum dadurch lösen," warf der Rector etwas höhnisch ein. „Man ist eben dabei, Ihre Papiere in Beschlag zu nehmen, und Ihre Correspondenzen einzusehen."

„Meine Correspondenzen!" rief Vincent schmerzlich betroffen.

„Nun? Schlägt Ihnen das Gewissen endlich?"

„Sie irren! Ich dachte an die Briefe meiner ge-

liebten Mutter, an die kindlichen Briefchen meiner Schwester, die durch unheilige Neugier anberocht werden!"

Der Professor Wilken unterdrückte eine verletzende Bemerkung auf seiner Lippe, als er in Vincent's Gesicht sah, und die Spuren einer schmerzlichen Trauer bemerkte.

„Für diese Briefe werde ich Sorge tragen," sagte er milder gestimmt.

„Außerdem werden Sie nichts von Correspondenzen finden, meinte Vincent beruhigt. „Ich wiederhole es nochmals, hier waltet ein Irrthum ob!"

„Das wird sich bald herausstellen. Ich muß der Ordre des Polizeiministers Folge leisten, und er belastet Sie mit schmählichem Verdachte. Also Sie wissen nicht, wer Ihre Matrikel als Legitimation benutzt hat und darauf geflüchtet ist?" fragte er nochmals.

„Auf meine Matrikel geflüchtet? Nein, das weiß ich in Wahrheit nicht!"

„Sie wissen auch nichts von der bodenlosen Narrheit Ihres Corps, fünfunddreißig Dolche für die fünfunddreißig Fürsten Deutschlands zu schleifen?"

„Nein!" erwiderte heitern Muths der junge Mann, dem dies eher lächerlich, als grausig erschien, weil es nur Hirngespinste von Knaben sein konnten.

„Sie wissen auch wohl gar nicht, wer Senior Ihres Corps ist?“ höhnte der Professor.

„Nein, Herr Professor!“ erklärte Vincent furchtlos emporblickend.

„Wenn Sie nicht die Wahrheit sprechen, so grenzt Ihr Läugnen an Effronterie!“

„Das gebe ich zu, aber eine einzige Stunde wird genügen, die Wahrheit von der Frechheit zu unterscheiden!“ antwortete Vincent mit blitzenden Augen.

„Es ist gut! Gehen Sie! Ich kann nichts thun, als mich selbst beklagen, daß ich mich von Ihrem offenen Wesen habe täuschen lassen!“ sprach der Professor kühl und gemessen.

„Und wenn es sich herausstellen sollte, daß Sie mich jetzt und nicht früherhin verkannt haben?“ fragte Vincent, sich verbeugend, um das Zimmer zu verlassen.

„Dann leiste ich Abbitte!“ antwortete der Rector Magnificus ironisch.

Ich werde mir erlauben, Ihnen am geeigneten Orte und zur geeigneten Zeit diese Worte in's Gedächtniß zu rufen!“ sprach Vincent abgehend.

Er verfügte sich ohne weitere Widerrede in den Carcer, im Stillen die Wichtigkeit belächelnd, womit man sich seiner bemächtigte. Gewiß gab es in ganz

Deutschland keinen Studenten, der weniger an Deutschlands Einheit gedacht und sie nothwendig gefunden hatte, als er, davon mußten sich seine Verfolger sogleich überzeugen, so meinte er. Ihm war der Gedanke an die Haussuchung wegen verdächtiger Correspondenzen ordentlich belustigend, da er wußte, daß sich außer den Briefen aus der Heimat nicht ein einziger Zettel vorfinden werde. Sein übriges Besitzthum bestand aus Noten, darunter die beliebtesten Opern der Neuzeit, die der Gräfin Julie gehörten. — Auch sein Universitätszeugniß mußte sich finden. Er wußte es ganz genau, daß er dasselbe vor einigen Tagen in Händen gehabt, und sicherlich wieder an seinen Ort gegeben hatte.

Genug, er fügte sich sehr heiter in die kurze Unannehmlichkeit, die ihm ein Irrthum bereitet hatte und erwartete auf das Bestimmteste, des andern Morgens eine Satisfaction für die Beleidigungen, die er hatte einstecken müssen, fordern zu dürfen.

Es kam aber anders, wie er erwartete. Der Abend verging ohne seine Lage zu ändern. Die Nacht brach an, er saß in seiner Zelle, wie von Gott vergessen und verlassen. Man reichte ihm sein Abendessen ohne ihm Rede zu stehen. Der Morgen begann, dieselbe Situation. Man beliebte ihn ganz als Verbrecher zu behandeln. Stumm und verschlossen versahen die Car-

cerwärter die nothwendigen Dienstleistungen und entfernten sich sogleich, wenn sie damit fertig waren. Dem jungen Manne riß nachgerade die Geduld. Er wußte sich unschuldig und mußte Tag an Tag vorüberschleichen sehen, ohne daß sich Jemand die Mühe nahm, ihn zu verhören. Er fing an zu bereuen, daß er es versäumt hatte, irgend Jemand, und namentlich die Gräfin Julie von seinem seltsamen Mißgeschick in Kenntniß zu setzen, da es, nach seiner Meinung, nur eines erläuternden Wortes von einer einflußreichen Person bedurfte, um den Nebel zu zerstreuen, der sich irrthümlich um seine Handlungsweise gelagert hatte.

Was sollte er jetzt beginnen? Es blieb ihm nichts übrig, als geduldig auf die Gerechtigkeit seiner Universitätsbehörde zu bauen, der es ein Leichtes war, durch Erkundigungen die vollständige Unbescholtenheit seines Namens wieder herzustellen. Er gehörte allerdings zu der Burschenschaft, besuchte aber die Vereinigungen derselben seit zwei Jahren nicht mehr. Nicht etwa aus Widerwillen, sondern rein aus dem Beweggrunde, weil er wegen seiner musikalischen Geselligkeit keine Zeit dazu übrig behielt. Um so erstaunter mußte er über die Beschuldigung sein, die ihm ein Verbrechen daraus deduciren wollte. Woran es lag, daß Vincent, gleich einem schon

Begrabenen, vergessen in seinem Gefängnisse saß, brauchen wir nicht erst lange zu erörtern.

Im Strudel der musikalischen Ereignisse, die bis in die höchsten Regionen Alles mit fortrissen, hatte selbst der Fürst Wittgenstein, der sich die persönliche Verfolgung dieser schwebenden Verschwörung vorbehalten, keine Muße, an die begonnene Einleitung der Untersuchung zu denken. Aber als die Dame Catalani mit ihrem Gatten, dem Herrn von Valabrégue, die Residenz endlich verließ, da fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er im Eifer des Aergers über die gelungene Flucht Fedor's von Wöllner eine vorläufige Verhaftung seines Complicen befohlen hatte.

Beschämt über eine Vergeßlichkeit, die einen jungen Mann, der nur einem gewissen Verdachte verfallen war, so lange die Freiheit geraubt hatte, ließ er seinen Vertrauten, den jetzigen geheimen Kabinetsrath Maltmann von Mörs, zu sich entbieten und übertrug ihm die Erledigung der Sache, ohne ihm aber den Namen des Studenten zu sagen.

„Es ist auf meine Veranlassung dieser Student verhaftet“, schloß er kurz und kalt, weil ihm unbehaglich zu Muthe war, „es ist auch Haussuchung bei ihm gehalten, informiren Sie sich doch, liebster Mörs, was sich herausgestellt hat!“

Herr Maltmann von Mörs, schon sehr vertraut mit dergleichen Uebergriffen, begab sich gemüthlich in sein Cabinet, wo sein Secretair saß, und ordnete die Vorführung des Studenten an.

Vincent, etwas bleich von der langen Haft, trat mit dem Anstande eines Prinzen vor den geheimen Cabinetsrath, entschlossen das Aeußerste zu wagen, um diesem qualvollen, ungewissen Zustande ein Ende zu machen. Er wußte nicht, wen er in der Person seines Verhörrichters vor sich hatte, und glaubte das Recht zu haben, ihn für die ausgestandenen Martern verantwortlich machen zu dürfen.

Als dieser daher mit dem ganzen Phlegma eines Inquirenten die übliche erste Frage: „Wie heißen Sie?“ an ihn richtete, da brach er, flammend vor Unmuth, in die Worte aus:

„Wollen Sie mich verhöhnen, mein Herr, daß Sie mich, einen ruhigen, unbescholtenen akademischen Bürger, dessen Matrikel ausweiset wie er heißt, nach wochenlanger Haft endlich mit dergleichen Fragen behelligen?“

Maltmann, sichtlich überrascht von der Schönheit des jungen Mannes, welcher ihn, den zierlichen, kleinen Mann, um eines Kopfes Länge überragte, trat unwill-

ürlich zurück und drehte, gleichsam um sich mit ihm messen zu können, sein Toupet etwas höher.

„Mein junger Freund," antwortete er, von einem milden Gefühle übermannt, sehr gütigen Tones, „Sie vergessen, daß nicht ich, sondern Sie über Ihre Handlungsweise verantwortlich vernommen werden sollen!"

„Man hat lange Zeit gebraucht, um dies Verhör endlich nöthig zu finden!" antwortete Vincent im ungestillten Eifer. „Man ist unverzeihlich gegen mich aufgetreten, ist unverzeihlich mit mir umgegangen — sollte es denn so schwer sein Gerechtigkeit im Staate Preußens zu erlangen?"

Herr Maltmann von Mörs hatte fortgesetzt seine Aufmerksamkeit auf das Gesicht Vincent's gerichtet und schien die Ungehörigkeit seiner Rede gar nicht zu beachten. Dies Gesicht! Diese Augen! Wo hatte er denn das Alles vor kurzer Zeit erst gesehen? Er besann sich vergeblich darauf, aber sein Herz war von wohlthuender Wärme dabei berührt.

„Was will man von mir?" fragte während dessen Vincent laut und heftig.

„Bin ich das Geschöpf einer Intrigue und soll ich ungehört verurtheilt werden?"

„Gemach —" fiel Maltmann ganz freundlich ein,

„um gehört zu werden sind Sie hier, also antworten Sie nur gehörig auf meine Fragen, dann wird sich das Urtheil über Sie schon von selbst bilden. Es gefällt mir, daß Sie brausend Ihr Recht verlangen, aber Sie müssen das Erkenntniß über Ihre Schuld eben so willig hinnehmen!“

„Es ist ein Irrthum, daß man mich schuldig wähnt!“ rief Vincent heftig.

„Halt' mal! Wie war es, was mir Se. Durchlaucht der Polizeiminister höchstselbst mittheilte? Hören Sie ruhig zu! Nachher werde ich Ihre Vertheidigung eben so ruhig anhören. Ich dächte, lieber junger Freund, gemüthlicher ließe sich die Sache gar nicht abmachen!“ Ein Lächeln, so gut und freundlich wie man es nur denken kann, überstrahlte dabei das feine, faltenreiche Gesicht des geheimen Cabinetsrathes. Vincent erröthete lebhaft und mäßigte von nun an seinen Eifer. Er fühlte, daß er die Schranken etwas übertreten hatte, und von dem kleinen, zierlichen Herrn vor sich auf huldreiche Art zurecht gewiesen war.

„Setzen wir uns, mein junger Freund!“ fügte Maltmann hinzu, indem er Platz auf einem Stuhle nahm und den andern seinem Inculpaten hinschob.

„Sie sind verdächtig“, begann er, sein Auge schlau und forschend auf das offene Gesicht Vincent's

richtend, „an der Verschwörung theilhaft zu sein, die sich allmälig in der Burschenschaft vorbereitet. Sie sind verdächtig, dem Senior der Burschenschaft, der sich unverzeihlicherweise zu höchst ausschweifenden Plänen, die Einheit Deutschlands bezweckend, hat hinreißen lassen, behufs seiner nothwendig gewordenen Flucht Ihre Universitätsmatrikel überantwortet zu haben.

„Sie sind ferner verdächtig, Ihre Stellung in socialer Rücksicht zu Spionagen benutzt zu haben, um die Maßregeln der geheimen Polizei zu durchkreuzen." —

Er schwieg und wartete nun etwas gespannt auf Vincent's Auslassung, denn sein Gesicht hatte auch nicht die Spur von Ueberraschung oder Bewegung gezeigt.

Entweder der junge Mann war ein vollendeter Bösewicht, oder er war unschuldig wie ein Kind.

An den dritten Fall, daß er ihm mit dieser Beschuldigung durchaus nichts Neues sage, dachte er nicht. Vincent begegnete lächelnd seinem forschenden und schlauen Blicke.

„Auf die erste Beschuldigung, theilhaft einer Verschwörung geworden zu sein, antworte ich der Wahrheit gemäß, daß ich zwar bei meinem Eintritte in die akademische Laufbahn zur Burschenschaft gepreßt worden bin, seit circa zwei Jahren aber mit keinem Fuße ihre

Geselligkeiten getheilt habe. Danach können Sie ermessen, daß ich weder den jetzigen Senior kenne, noch daß ich den Interessen der Burschenschaft gemäß gehandelt und spionirt haben kann, da ich diese Interessen gar nicht kenne!“

„Das muß freilich erst von Ihnen bewiesen werden!“ sprach Maltmann noch freundlicher als bisher. „Und Sie werden jetzt vielleicht so gütig sein, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich nicht erst zu weitläufigen Forschungen dieserhalb schreiten muß.“ Sein Lächeln zeigte gerade so viel Ironie, wie zu dieser Wendung des Gespräches nöthig war.

Vincent erröthete wieder, aber sein Herz begann vertrauungsvoll zu schlagen bei diesen väterlichen Zurechtweisungen.

„Ich heiße Vincent Dorsak, mein Herr!“ sprach er.

Maltmann fuhr zurück und legte die Hand an die Stirne.

„Richtig!“ sprach er dann, wie zu sich selbst. „Sie sehen Ihrer Mutter sprechend ähnlich!“ setzte er, leutselig die Hand Vincent's ergreifend und drückend, hinzu.

„Kennen Sie meine Mutter?“ fragte dieser verwundert.

„Ich habe sie einige Male während meines Aufenthaltes in Idalium gesehen, ja, ich habe sie sogar zwei

Male besucht! Eine tüchtige, eine ganz vortreffliche Frau — nicht geboren und nicht erzogen für diesen Stand!"

Er hielt inne, denn eine schmerzliche Trauer überschattete so plötzlich und so sichtlich das ganze Wesen des jungen Mannes, daß es ihm begreiflich wurde, hier auf eine tiefe, blutende Wunde gestoßen zu sein. Seine Neugier erwachte.

Was lag in dem Leben dieser Familie, die mit einem Manne im Verhältnisse oder auch nur in Beziehungen zu stehen schien, der eine Zeit lang sein Freund gewesen war. Er beschloß, diese zufällige Begegnung mit dem Sohne der interessanten Frau zu benützen, um über ihre Herkunft klar zu werden.

Er gab seinem Secretär, der vergeblich auf den Beginn eines gesetzmäßigen Protocolls wartete, einen Wink sich zu entfernen, und als er dann mit seinem Inculpaten, den er längst freigesprochen hatte, allein war, sagte er vertraulich:

„Jetzt wollen wir nicht weiter zu erörtern suchen, in wie weit Sie schuldig an der Thatsache sind, daß Herr Fedor von Wöllner unter der Aegyde Ihrer Matrikel nach England übergekommen ist —"

„Fedor von Wöllner!" unterbrach ihn Vincent bestürzt und den ganzen Zusammenhang der Verdächtigung endlich überschauend.

„Nun? Sind Sie doch nicht ganz unschuldig?“ warf Maltmann unangenehm berührt ein.

„Fedor von Wöllner?“ wiederholte Vincent schnell wieder gefaßt und begann unverzüglich das Abenteuer jenes Abends zu erzählen, wo er von dem Zeichen, daß Jemand Einlaß begehre, bewogen war, diesen jungen Studiengenossen, der allerdings zur Burschenschaft gehörte, einzulassen, und ihm für die Nacht eine nöthig gewordene Gastfreundschaft zu gewähren.

„Hat man also meine Matrikel nicht vorgefunden, und hat man Gewißheit, daß Wöllner auf meine Matrikel seine Flucht vollführt hat, so muß er sie mir aus meinem immer offen stehenden Schreibschranke entwendet haben!“ schloß er seine Erzählung.

„Es bestand eine Freundschaft aus den Jugendjahren?“ fragte Maltmann, etwas kühler geworden.

„Aus den Jugendjahren?“ wiederholte Vincent. „Nein. Ich habe Wöllner erst hier kennen gelernt.“

„Nicht in Idalium, wo Sie ihm so nahe wohnten?“ war Maltmann's mißtrauische Frage.

„Meine Mutter litt keine Annäherung an die adeligen Bewohner Idaliums.

„Warum nicht?“

Vincent senkte traurig den Blick.

„Unsere Lebensverhältnisse standen dem entgegen.“

„Die Bildung Ihrer Mutter überflügelt die Bildung vieler Edeldamen.“

„Gleichviel, wenn die Geburt der Kinder ein Makel ist!“ antwortete Vincent kurz.

„Wer war Ihr Vater? Wo lebte er?“

„Das weiß ich nicht! Von einem Vater durfte bei uns nie gesprochen werden, und da ich meine Mutter außerdem zu verehren so unendlich viel Ursache fand, so folgte ich streng ihrem Befehle und unterließ jede Forschung.“

„Haben Sie keine Erinnerung an ihn aus Ihrer Jugend?“

„Nein! Mindestens keine deutliche!“

„Aber was Sie wissen — ungefähr — bitte —“ seine Stimme bebte leicht, denn eine Ahnung, längst aufgetaucht bei dem seltenen Namen Vincent, unterstützte seine früheren Wahrnehmungen, die nur an der vollständigen Veränderung der Dame gescheitert waren.

„Es ist nicht viel —“ meinte Vincent zögernd, „und was ich in meinem Gedächtniß vorfinde, das paßt so wenig zu unserer späteren Lebensstellung, daß ich nur an eine illegitime Abstammung glauben kann. Erlassen Sie mir diese Erinnerung!“

„Nicht doch — nicht doch!“ rief Maltmann, ganz

der sprudelnde, lebhaft hingerissene Exaltado, wie er sich gern selbst zu nennen pflegte.

„Erzählen Sie nur etwas — ein Weniges aus Ihrer Jugend — nur irgend einen Fall!“

Vincent schüttelte abwehrend mit dem Kopfe.

„Wir führen den Namen meines Großvaters, mein Herr! Das ist genug!“ sagte er ziemlich schroff. Er konnte sich nicht entschließen, einen Fremden zum Vertrauten zu machen.

„Was war Ihr Großvater? Geistlicher etwa?“

„Ja!“ antwortete Vincent, seinen Blick verwundert emporhebend.

„In irgend einer märkischen, mittel- oder altmärkischen Stadt an der Elbe?“

„Ja, ich glaube in Havelberg! Man nannte ihn Probst —“

„Großer Gott!“ schrie Maltmann und sprang wie besessen in der Stube umher.

„Sie selbst — sie selbst — sie selbst, und ich blinder Thor habe sie nicht erkannt?“

Vincent stand gleichfalls auf, schien jedoch nicht im Mindesten von der Erklärung erbaut zu sein, daß Maltmann seine Mutter früherhin gekannt habe. Er stand regungslos, fast möchte man sagen, empfindungslos vor

Maltmann, der ihn bei beiden Händen ergriff, und mit drohendem Tone sagte:

„Und Sie wagten es, Ihre Mutter einer moralischen Herabwürdigung fähig zu halten? Sie wagten es, die Tugend einer solchen Mutter in Zweifel zu ziehen? Nieder auf's Knie vor ihr, wenn Sie ihr wieder nahe kommen — nieder auf's Knie vor einer Mutter, die als ein strahlendes Muster der reinsten Gesittung inmitten der verderblichsten Grundsätze, inmitten einer tief gesunkenen Geselligkeit stand, und als solches angebetet wurde. Denken Sie, daß eine Herzogin von Hildburghausen die Freundin einer Frau sein würde, wenn diese Frau jemals gestrauchelt hätte? Nein, Vincent von Bendler, was Sie vielleicht an Makel auf Ihrem Namen finden, das danken Sie Ihrem Vater, einem Günstlinge der verhaßten Gräfin Lichtenau, der sich vom Strudel der Zeit fortreißen ließ, und seine Stellung als Finanzrath zu seinem Luxus mißbrauchte. Aber trösten Sie sich, auch er war nicht schuldiger als tausend Andere, die noch jetzt in der Blüthe ihres Ruhmes und Glückes stehen, weil sie nicht ganz so zartfühlend waren, wie Ihr seliger Papa!"

Vincent zitterte vor freudiger Ueberraschung.

„Irren Sie auch nicht, mein Herr — irren Sie auch nicht? Weßhalb sollte meine Mutter den gewagten Schritt zu einem so arbeitsvollen und einsamen Leben ge-

than haben, wenn sie wirklich einen Namen für ihre Kinder gehabt hätte?"

„Das steht auf einem andern Blatte, lieber Freund," erwiderte Maltmann, noch immer sehr lebhaft und sehr bewegt. „Ihren Großvater in Ehren, aber er hat sich etwas überchristlich gezeigt bei dieser Angelegenheit. Was ich weiß, sollen Sie in aller Kürze erfahren. Vielleicht weckt es Ihre Erinnerungen und bestätigt meine Meinung, daß Sie kein Anderer, als des Finanzrathes von Bendler Sohn sind.

„O," zitterte es von Vincent's Lippen — „nur einen Namen, nur einen Vatersnamen! — Mutter, Mutter, Du hast nicht gut gethan, diesen Druck auf meine Seele zu legen!"

„Sie sollen Ihre Mutter nicht antasten!" rief Maltmann, entrüstet mit dem Fuße auftretend. „Ihre Mutter hat echt weiblich den gebieterischen Forderungen Ihres Großvaters nachgegeben, das ist mir so klar wie die Sonne, obwohl ich die Zwischenzeit ihres Lebens nicht kenne. Hören Sie was ich weiß. Ihre Mutter war schön, sehr gut unterrichtet, voller Talente und sang wunderschön! Das sind Eigenschaften, die jeder Geselligkeit eine Zierde verleihen. Die Gräfin Lichtenau gebrauchte solche hervorragende Persönlichkeiten, um ihren Zirkeln ein Relief zu geben —"

„Hier stimmen meine Erinnerungen!“ fiel Vincent ein. „Ich selbst habe dort Rollen gespielt!“

„Richtig!“ schrie Maltmann. „Erinnern Sie sich, daß Sie „Amor“ waren?“

Vincent nickte lächelnd.

„Und daß Sie von der geistfunkelnden Demoiselle Rahel Löwau zur Schau geführt wurden?“

„Wie endete das?“ fragte der junge Mann gespannt. „War diese Vorstellung ein Wendepunct in unserem Leben? Ich ahne dunkel, daß der große, blasse Herr, um den meine Mutter nachher so bitterlich weinte, mein Großvater gewesen ist.“

„Richtig, mein lieber Vincent!“ schrie Maltmann triumphirend. „Ihr christlich gesinnter Großvater schämte sich Ihrer als Heidengott. Er verlangte, Ihre Mutter solle die Verbindung mit Ihrem Vater lösen, weil dieser einer unendlich verhaßten Clique angehörte. Ihre Mutter weigerte sich und Ihr Großvater schied im Zorne.“

Vincent nickte abermals bedeutungsvoll.

„Nach diesem Abende mag sich wohl der erste Kampf in dem Herzen Ihrer Mutter erhoben haben. Aber erwägen Sie, daß sie eine schöne, junge Frau von Talent war, daß ihr Haus zu den gesuchtesten zählte, daß sie sich der Freundschaft, also damit der Billigung hoher Herrschaften erfreute, daß ihre Soireen zu den außerge-

wöhnlichen gehörten, wo weder durch überladene Pracht, noch durch schwelgerischen Luxus, sondern nur durch geistige Genüsse das erzielt wurde, was man Erheiterung nennt, erwägen Sie das Alles, so müssen Sie zugeben, daß es ungleich schwerer war dem Eigensinn eines Vaters, als dem innern Drange zu folgen, der dies Leben an der Seite eines Gatten, der den Prunk liebte und ihre Vorzüge hoch hielt, vorzog. Genug, Ihre Mutter gab dem Weltleben zu Liebe Ihres Großvaters Liebe auf."

„Wir haben aber eine kurze Zeit bei meinem Großvater gelebt, so ich mich recht erinnere," sprach Vincent zweifelnd.

„Das ist eben die Zwischenzeit, von der ich meinte, daß sie mir unbekannt geblieben ist. Ich lebte damals nicht in Berlin, weiß aber vom Hörensagen, daß Ihr Vater in Folge des Lichtenau'schen Prozesses verhaftet und im Gefängnisse, noch vor dem Urtheilsspruche, gestorben ist. Der Tod sühnt Alles, mein junger Freund, was also Ihr Vater an Schuld auf sich geladen hat, das ist mit ihm zu Grabe getragen. Sein Name ist deßhalb nicht an den Pranger geschlagen, und es müssen andere Gründe obwalten, die Ihre Mutter zur Verläugnung Ihres väterlichen Namens veranlaßten."

„Es ist etwas Tragisches in dieser Beläugnung,

das mit dem Sterbebette meines Großvaters zusammenhängt," fiel Vincent schwermüthig lächelnd ein.

„Das dachte ich mir! Der Eifer für äußere Ehre schien bei Ihrem Großvater in Fanatismus überzugehen. Was werden Sie nun thun?"

„Was mir zu thun erlaubt ist, mein Herr!" antwortete Vincent heiter. „Noch weiß ich nicht, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, und ferner weiß ich nicht, ob ich Gefangener bleibe."

„Ach ja, so — Sie sind ja mein Gefangener!" lachte Maltmann überlaut. „Das hatte ich vergessen! Uebrigens ist mir die Sache mit Ihrer Verdächtigung noch nicht ganz klar, und damit wir in gehöriger Form aus einander kommen, will ich Sie doch zu Protocoll vernehmen, wie es sich, dem Auftrage des Ministers gemäß, geziemt. Was meine Person betrifft, so habe ich das Vergnügen, ein Freund Ihrer Familie zu sein — mein Name ist Engelbrecht Maltmann von Mörs!"

Maltmann zog die Klingel nach diesen Worten. Der Secretär erschien und die gerichtliche Verhandlung nahm ihren Anfang.

Vincent setzte klar, besonnen und ruhig aus einander, was diese seltsame Verdrießlichkeit aus seinem Leben zu räumen vermochte, und wenn man nicht halsstarrig bei einer vorgefaßten Meinung verbleiben wollte, so

mußte man daraus ersehen, daß nur ein leidiges Zusammentreffen von Zufälligkeiten die Quelle aller Irrthümer war, die Vincent in Gewahrsam gebracht hatte.

Maltmann stand nicht an, ihn ohne Verzug in Freiheit zu setzen, nachdem er auf seine Nachfragen noch in Erfahrung gebracht hatte, daß auch nicht das geringste Verdächtige bei der Durchsuchung seiner Privatpapiere gefunden sei.

Mit einer gewissen Befriedigung ersah Vincent bei dieser Gelegenheit noch aus einem beigelegten Briefe des Rector magnificus, daß dieser mit scharf ausgeprägtem Unmuthe den Antrag auf Freilassung eines Mannes, bei dem auch nicht der geringste Verdacht sich bestätigt, mehrmals wiederholt und schließlich mit einer Beschwerde gedroht hatte.

„Sie haben Recht, junger Freund," sprach Maltmann scherzend, „man ist heillos mit Ihnen umgegangen, aber daß man Sie vergessen hatte, daran ist nur die Catalani schuld!"

„Die Catalani!" rief Vincent auffahrend. „Sie ist da?"

„Gewesen, mein Freund! O — diese himmlische Zeit, wo sie da war!"

„Diese himmlische Zeit werde i ch am allerwenig=

sten vergessen," sprach Vincent bedeutungsvoll und mit einigem Verdrusse. „Ich will aber nicht murren! Es waltet eine höhere Hand über uns, und ich habe schon jetzt Ursache gefunden, meine Verhaftung zu segnen, da sie mich in ein Familiengeheimniß eingeweiht hat, welches mir wahrscheinlich auf ewig verschlossen geblieben wäre! Darf ich über meine Zeit disponiren, so gehe ich vor allen Dingen nach Idalium zu meiner Mutter."

Sechstes Capitel.

Enthüllungen.

Sein erster Gang war nach Hause, wo er sich wie betäubt in einen Sessel warf und sich die Erlebnisse der letzten Stunden vergegenwärtigte.

Was er von Maltmann über seine Herkunft erfahren hatte, klang zu wahrscheinlich, als daß er nicht unbedingt hätte daran glauben sollen. Ihm leuchtete, wie ein Stern in dunkler Nacht, die Gewißheit daraus hervor, einen Vater gehabt zu haben, dessen Namen er beanspruchen konnte.

Seine Mutter hatte sich in der Exaltation einer kindlichen Unterwerfung nach seiner unmaßgeblichen Meinung einer Sünde schuldig gemacht, indem sie den Namen ihres Gatten aufgab und ihre eigenen Kinder dadurch der Mißdeutung bloß stellte.

Dieser Act mußte mit Eclat rückgängig gemacht werden.

Er entwarf Pläne zu diesem Zwecke, die phantastisch genug waren, um ein gewisses Aufsehen zu erregen.

Mit der Pietät eines Kinderherzens nahm er an, daß sein Vater eine verfolgte Unschuld gewesen, die durch Verbindungen mit verhaßten Persönlichkeiten in Mißkredit gekommen und dadurch das Opfer einer Uebereilung geworden sei.

Zur Restitution seiner Ehre wollte er des Königs Huld in Anspruch nehmen!

Armer Sohn, dem nicht ahnete, daß seines Vaters Fehlen nahe an die Gemeinheit des Verbrechens gestreift hatte und daß er mit dem Rückgriff in die Vergangenheit das Gespenst der Schande erwecken würde!

Nachdem Vincent hierüber mit seinen Vorsätzen in's Reine gekommen war, gedachte er mit bedeutendem Mißbehagen seiner jähen Verhaftung, welche seine Pläne in Bezug auf eine musikalische Laufbahn durchkreuzt hatte.

Der Gedanke tauchte in ihm auf, daß diese sonderbare Begebenheit ein Eingriff der Vorsehung sein könnte, um ihn vor einem Wege zu bewahren, der mit dem Willen seiner Mutter in grellem Widerspruch stand.

War es nicht eine pflichtwidrige Anmaßung von ihm gewesen, den heiligen Beschwörungen seiner Mutter zuwider zu handeln?

Er konnte sich damit entschuldigen, daß ein Mann das Recht hat, für sein Glück zu wirken, wo er Mittel und Wege dazu findet — er konnte auch die Meinung einer Frau anfechten, die im Wahne der leidenschaftlichen Ergebung gehandelt und durch diesen Schwur eine vollständige Versöhnung mit ihrem Vater bezweckt hatte! Allein wenn er sich auch hundertmal sagte, daß er in seinem Rechte gewesen sei, so fühlte er doch jetzt tief innerlich die Verpflichtung, eher den Wünschen seiner hart geprüften Mutter zu folgen, als seinen chimärischen Hoffnungen, die ihm Ruhm und Ehre vorspiegelten.

Was er vor seiner Haft leichtsinnig übersehen hatte, erhielt jetzt wieder die volle Geltung. Der Segen seines Großvaters folgte ihm nicht auf einer Bahn, die mit Lorbeern bezeichnet war. Er verzichtete darauf!

Es lag ihm danach zunächst ob, den Signor Giuliani von der Veränderung seiner Lebensansichten zu unterrichten und ihm mitzutheilen, was er schon zu Maltmann von Mörs geäußert hatte, daß er vielleicht zu seinem eigenen Glücke in der Verfolgung seiner hochsteigenden Ideen gestört worden sei.

Eben im Begriffe seine Wohnung wieder zu verlassen, wurde ihm ein Brief des Rectors, Professor Wilken, abgegeben.

Neugierig brach er das Siegel. Er konnte in der

Rückerinnerung an diesen Mann eine kleine Erbitterung nicht unterdrücken.

Der Brief beschwichtigte ihn aber. Er enthielt eine sehr schmeichelhafte, gütige Anerkennung seiner Vorzüge nebst der vollständigen Auseinandersetzung des entstandenen Verdachtes, woraus denn hervorging, daß er mindestens keine andere Schuld trug, als der Ordre des Polizeiministers zu blindlings gefolgt zu sein.

Mit Erstaunen ersah Vincent aus diesem Berichte, daß der ganze Spuk in dem Hausschlüssel gründete, der von Fedor Wöllner benutzt worden war, um das Haus unbemerkt wieder verlassen zu können.

Dieser von der Hauswirthin aufgefundene Hausschlüssel war der Grund eines wortreichen Aergers gewesen, welcher einem geheimen Polizeiagenten zu Ohren kam und zum Leitsterne wurde, als man die Flucht Wöllner's unter dem Namen „Vincent Dorsak“ erfuhr. Man hatte danach den unschuldigen „schönen Sänger“, der unter dieser Bezeichnung längst bekannt war, fälschlich als den Verräther einer sehr geheim angelegten Maßregel der Polizei angenommen, die eine eclatante Ueberrumpelung der hochverrätherischen Burschenschaft bezweckte.

„War es nicht ein natürlicher Ideengang“, schrieb der Professor und Rector magnificus an Vincent, „daß

man den Mann, dessen Matrikel von der Postbehörde gesehen worden, für den Complicen des flüchtigen Hauptverräthers hielt?

„In Erwägung dieses Umstandes hoffe ich Entschuldigung für meine harte Beschuldigung zu finden, die in dem fest und sicher aufgestellten Berichte des geheimen Polizeikabinettes beruhete, und ich würde es als eine gründliche Freundschaftserklärung ansehen, wenn Sie, mein junger Freund, mich morgen Abend besuchen und in einer ehrenwerthen Gesellschaft den Ausdruck meiner Reue entgegen nehmen wollten.“

Vincent war gerührt über dieses wackern Mannes Güte und beschloß der Einladung unbedingt Folge zu leisten, obwohl er, trotz aller geheimen Polizeikabinette, einer Verdächtigung von dieser Seite mehr Widerstand gewünscht hätte, weil sein Leben als Student doch gar zu klar vor Augen lag. Es verdroß ihn noch immer gewaltig, daß er, allgemein als solide anerkannt, einer müßigen Verleumdung hatte unterliegen müssen. Sein Hang zur Musik schloß ihn von den übrigen Vergnügungen der Musensöhne aus, das wußte Jeder, der ihn kannte, also mußte er nicht eher verdammt werden, als nach der Feststellung der Thatsachen.

Hätte man nicht nach den Ueberfallssystemen des geheimen Cabinettes gehandelt und ihn im Dunkeln

über den Grund seiner Verdächtigung gelassen, so würde der Name Fedor's schon das nöthige Licht herbeigeführt haben. Er hätte dann der Glanzperiode der Catalani'schen Triumphzüge nicht entbehrt.

Unter diesen Gedanken verließ er sein Zimmer, um sich nach der Dorotheenstraße zu verfügen, wo er ganz getröstet die Treppe erstieg und wohlgemuth an der Thür des wohlbekannten, purpurroth decorirten Zimmers pochte.

Niemand rief „Herein" und bei näherer Besichtigung des Schlosses fand er das sehr kennbare Siegel der heiligen Justiz auf die Oeffnung gedrückt.

Bestürzt betrachtete Vincent dies Kennzeichen einer unbedingten Gewalt.

Was war vorgegangen? Hatte man den harmlosen Guitarrekünstler, der die Gunst der musikalischen haute volée mit ihm theilte, auch hochverrätherischer Ideen schuldig gefunden? War Giuliani ebenfalls ein Opfer der geheimen Polizei?

Er fragte nach im Hause, und erfuhr in undeutlichen Darstellungen den Hergang der Geschichte, ohne daß es ihm daraus ersichtlich wurde, in wie weit der Signor schuldig oder unschuldig war.

„Es ist unmöglich!" dachte Vincent, schnell entschlossen, seinen alten Lehrer im Gefängnisse aufzusu-

chen, um sich über die schwebenden Gerüchte zu informiren.

Sogleich verfügte er sich in die Stadtvoigtei. Auf sein Befragen erfuhr er, daß der Signor noch immer in Folge seiner Verwundung leidend sei, daß sich aber seine Schuld am Diebstahle des fürstlichen Mopses ganz bestimmt herausgestellt habe. Weniger gewiß sei man noch über die Identität des gräflichen Bolognesers, der wie eine Ratte aussehe, und von der Gräfin Brandenburg nicht anerkannt sei.

Kopfschüttelnd, innerlich empört über die Thorheit des alten Theaterhelden, der sich in seinen alten Tagen solcher Vergehungen schuldig gemacht, bat er um Erlaubniß, zuerst den Signor und dann den fraglichen Bologneser sehen zu dürfen, da es ihm bei Letzterm ein Leichtes wäre, seine Identität festzustellen.

Der Gefängenwärter, welcher Befehl hatte, den alten, kranken Italiener auf alle Weise zu berücksichtigen, da die Fürstin Sontikof ihm sein Vergehen zu verzeihen geneigt und die andere Beschuldigung noch gar nicht erwiesen sei, öffnete bereitwillig seine Privatwohnung und erklärte, „daß der junge Herr Beides vereinigen könne, denn der Gefangene sitze nebst dem armen Hündchen in seiner Wohnstube.

Vincent trat ein. Ohne zu bedenken, welche Folgen

sein Verfahren außerdem haben würde, lockte er mit einem eigenthümlichen Pfeifen den Hund, welcher bei seinem Eintritte von dem Schooße des Italieners sprang, und die ungemessene Freude, womit das Thierchen danach auf ihn loskam, ihn mit kreischendem Freudejauchzen begrüßte, ihm Hände und Gesicht leckte und sich dann ohne Weiteres wie in langgewohnter Manier unter seinem Rocke oberhalb der Brust ein Ruheplätzchen suchte, Alles dies verrieth, daß er Azor, den Liebling der Gräfin, vor sich hatte.

Mitleidig streichelte er das kahlgeschorene Thierchen und rief halb ärgerlich, halb lachend: „Was haben Sie denn mit dem armen Azor gemacht, Signor?“

Ein wüthender Blick desselben war seine ganze Antwort. Vincent bot ihm die Hand zum Gruße. Er nahm sie nicht an, sondern wendete sich mit einem Ausdrucke, worin sich ein werdender Haß spiegelte, gegen die Wand.

„Was ist's mit ihm?“ fragte Vincent besorgt. Der Gefangenwärter lächelte und deutete mit sprechender Geberde auf den Hund.

„Sie haben den Beweis geliefert, daß dies der Bologneser ist!“ sprach er leise.

„Darum sorgen Sie nicht, Signor!“ rief Vincent gutmüthig. „Die Gräfin wird Ihnen dieses Streiches

wegen nicht an's Leben gehen. Stoßen Sie deßhalb meine Hand nicht zurück — ich bin nicht hergekommen, um Sie in's Unglück zu bringen, sondern um Ihre Befreiung zu bewirken. Wahrhaftig" — betheuerte er, als der alte Herr sein Auge trotzig und boshaft zugleich auf ihn richtete.

„Meine Unschuld werden das bewirken", sagte er kalt. „Bemühen Du Dich nicht, Du treuloser Mann, der mich im Glück vergessen."

„Oho, Signor!" rief Vincent heiter. „Wissen Sie wohl, daß ich eben aus dem Carcer entlassen bin?"

Der Signor grinste schadenfroh. „Ja", fuhr der junge Mann fort. „Ich sollte als Hochverräther sterben, bin aber vom geheimen Cabinetsrath Maltmann von Mörs begnadigt worden, und habe dabei erfahren, daß ich nicht Vincent Dorsak, sondern Vincent von Bendler heiße."

Als wäre ein Blitzstrahl durch das Zimmer gefahren und hätte die beiden Männer, die vor ihm befindlich waren, electrisch berührt, so heftig fuhren sie alle Beide zusammen und starrten in das heitere, schöne Gesicht des jungen Mannes, der sorglos einen Namen aus der Vergangenheit heraufbeschwor, welcher unter dem Schutte zerstörter Lebensverhältnisse begraben lag.

„Wer sollen Du sein?“ fragte zuerst der Italiener, sarkastisch sich verneigend.

„Um Gotteswillen — doch nicht ein Sohn des Finanzrathes von Bendler?“ fragte zu gleicher Zeit zurücktretend der alte Gefangenwärter. Vincent wurde aufmerksam.

Ha! Jetzt sollte er erfahren, weßwegen seine Mutter den Namen ihres Gatten verwarf und ihren Kindern den makellosen Namen ihres Vaters vererben wollte.

Warum hatte er mit vermessener Hand an dem Schleier gezerrt, der die Vergangenheit so tief verhüllte.

Ein gellendes Hohngelächter war die fernere Entgegnung Giuliani's, als Vincent seine Frage und des Wärters Ausruf zusammen beantwortete.

Flammend vor Entrüstung bat sich Vincent Erklärung über diesen Hohn aus.

„O — verzeihen Du — ich haben allen Respect vor dem Sohn einer solchen Mutter und eines solchen Vater“, sprach der Signor fürchterlich verächtlich. „Dagegen sein Hundedieb ein Ehrenmann!

„Signor!“ rief der junge Mann drohend, aber sein Gesicht wurde geisterbleich, als er dem Blicke des Gefangenwärters begegnete, dessen Mitleid entsetzliche Enthüllungen versprach. „Was wissen Sie?“ fragte er

tonlos, zu diesem gewendet. „Sprechen Sie aus, was Ihnen von meinen Eltern bekannt ist!“

„Das können ich auch!“ schrie Giuliani, satanisch lachend, weil ihm diese Gelegenheit seine Rache an Vincent zu kühlen gar zu günstig erschien. „Madame von Bendler war eine Erzkokette und Herr von Bendler ein Erzgauner!“

Vincent riß seine Augen weit auf, seine Lippen zitterten vor Aufregung und seine Hand streckte sich aus, als wolle sie dem Italiener in die Kehle fahren.

Der Gefangenwärter sprang, Böses ahnend, dazwischen, und der kleine Hund, durch die gewaltsame Bewegung Vincent's aufgestört, fing wüthend an zu bellen.

Unterdessen hatte Vincent sich gefaßt, der Krampf der leidenschaftlichen Empörung war geschwunden, und er sagte mit fester, ruhiger Stimme:

„Beweisen Sie mir diese Behauptung! Können Sie das nicht, so sei Ihnen Gott gnädig!“

„Wollen Du mir drohen, armer Wicht?“ rief Giuliani keck und frech. „Fragen Du noch wo und wie Herr von Bendler geendet haben. Fragen Du, ob nicht Madame von Bendler mit einem vornehmen Herrn durchgegangen ist, als ihr Mann sich vergiftet hatte.“

„Vergiftet!“ lallte Vincent.

„Nein, nein!“ sprach der Gefangenwärter hastig dazwischen. „Glauben Sie das nicht, junger Herr — o —“ fügte er gerührt hinzu, indem er seine Blicke musternd auf ihm ruhen ließ, „o, ich habe Sie damals gesehen — Ihr Vater ist in meinen Armen gestorben — nicht an Gift, b:i Gott nicht! Wo hätte er denn Gift herbekommen sollen? Nein, ſein Herz brach ihm vor Angst, vor Schmerz, vor Jammer und Schreck. Ich war schon damals hart geworden und an allerlei Scenen gewöhnt, aber die Vorfälle zwischen Ihren Eltern und Ihrem Großvater, die werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen.“

„Der Kerl lügen, wie gedruckt!“ schrie Giuliani erbost dazwischen.

„Schweigen Sie!“ herrschte der Wärter ihn an. „Sie sind ja eine boshafte, abscheuliche Kreatur, daß Sie den jungen Mann um deßwillen so schwer kränken, weil er den Bologneser erkannt hat. Schweigen Sie und hören Sie zu, sonst schaffe ich Sie augenblicklich dahin, wohin Sie gehören.

Der Italiener murmelte etwas zwischen den Zähnen und wendete sich ab.

„Großer Gott, daß ich hier endlich eine Aufklärung meiner Familienverhältnisse finden muß — welche Ironie des Schicksals“, flüsterte Vincent wehmüthig.

„Seien Sie getrost, junger Herr“, tröstete der Wärter, „so viel wird Ihnen meine Erzählung beweisen, daß Ihr Vater nicht schlecht, sondern nur schwach, und daß Ihre Mutter eine gute Frau gewesen ist. Der Proceß gegen die Gräfin Lichtenau — Sie wissen doch, daß diese Person von ganz gemeinem Herkommen es verstanden hat, durch ihre Klugheit und Schönheit die Herrschaft über den seligen dicken König zu erhalten, ungeachtet der großen Verliebtheit desselben und ungeachtet seiner vielen Frauen an die linke und an die rechte Hand — nun also, der Proceß gegen diese Gräfin Lichtenau brachte auch Ihren Vater in's Unglück. Kaum hatte der selige Dicke die Augen geschlossen, so ließ unser jetziger König die ihm tief verhaßte Maitresse seines Vaters verhaften. Daß es nur wegen werthvoller Kleinodien des Königshauses und wegen wichtiger Staatspapiere geschehen war, ist gewiß, allein der Sturz der Gräfin zog auch die Aufmerksamkeit der Behörden auf solche Beamte, die lediglich durch die Macht dieser Dame zu ihrer Stelle gelangt waren und durch ihren unerhörten Luxus Aller Blicke fesselten. Zu Denen gehörte Ihr Vater. Er war gut, aber hatte nicht die Kraft gehabt, der Versuchung zu widerstehen, da große Summen zu seiner Verfügung standen, die er verbringen konnte, ohne daß ein Mensch es wußte.

Ihr Vater wurde fast an demselben Tage hier eingebracht, wo ein Trupp Garde vor das Cavalierhaus im neuen Potsdamer Garten rückte, um sich der Gräfin Lichtenau zu versichern. Ihr Vater hätte sich retten können, wenn nicht das voreilige Gerücht verbreitet worden wäre, daß er ganz allein um den Verbleib der königlichen Juwelen und der Staatspapiere wüßte. Ein Banquier jüdischer Herkunft hatte sich aus Liebe für ihn sogleich bereit erklärt, das Deficit in seiner Kasse zu decken, und glauben Sie mir, dann wäre Alles gut geworden. Aber es sollte nicht sein! Ach, diesen Jammer mit anzusehen, lieber junger Herr, wenn Sie mit Ihrer Mutter kamen und der Herr Vater sich verzweiflungsvoll des Leichtsinnes anklagte! Ich vergesse das mein Leben lang nicht! Ihre Frau Mutter hatte an ihren Vater, einen Herrn Probst, geschrieben und ihm Alles gemeldet. Sie zweifelte, daß er ihr verzeihen würde, da er auf diesen Brief die Antwort schuldig blieb. Täglich kam sie mit Ihnen. Eines Tages fand sie Ihren Vater blässer als sonst und sie machte mich auf seine sonderbare, träumerische Versunkenheit aufmerksam. Ich konnte das nicht finden, aber Nachts darauf warf Ihr Vater Blut aus — maßweis — dann lag er ganz friedlich still, bis der Tod eintrat."

„War meine Mutter nicht zugegen bei seinem Tode?“ fragte Vincent ergriffen.

„Nein! Sie hatte einen einzigen Tag ihren Besuch ausgesetzt, weil der Probst plötzlich, statt aller Antwort, selbst gekommen war, um sie zu holen. Sie hatte diesen Tag dazu benutzt, um ihren Vater nachsichtiger und gütiger für den Finanzrath zu stimmen, und als ihr dies endlich gelungen war, als er sich entschlossen hatte, ihn wenigstens einmal zu sehen und zu sprechen, da fand er ihn todt auf seinem Lager ausgestreckt. Das erweichte ihn aber nicht für den armen Dahingeschiedenen. Finster stand er vor dem Todten. „Dein Leben war eine Schmach und eine Lüge“ — sprach er, — „gottlob, daß Du geschieden bist!“ — Es ging mir durch Mark und Bein, als er das sagte und Ihre Frau Mutter warf sich laut weinend neben dem Herrn Finanzrath nieder, um ihn noch einmal zärtlich zu küssen. Als Ihr Vater begraben war, verließ der Probst mit Ihnen und der Frau Mutter die Residenz, und ich habe bis heute nie wieder etwas von Ihnen gehört!“

Vincent wendete sich rasch an Giuliani.

„Nach dieser Erzählung ist also der vornehme Herr, mit dem meine unglückliche Mutter durchgegangen sein soll, ihr eigener Vater gewesen, Signor Giulani, merken

Sie sich das und lassen Sie mich nie wieder Bemerkungen hören, die das Andenken meiner Eltern beschimpfen."

„Ich sagen nur, was ganz Berlin sagen!" rief der Signor giftig.

Vincent sah die Richtigkeit dieser Ausrede ein, und schwieg mit einem tiefen Seufzer. Schon in diesem Augenblicke keimte der Entschluß in ihm auf, nicht, wie sein Vorsatz gewesen war, in der Residenz zu bleiben, sondern sich in jene Gegend zurückzuziehen, wo seine Mutter ihrem Namen eine stille Achtung erzwungen hatte. Es blieb jedoch nur ein flüchtiger, schnell schwindender Gedanke, der sogleich von den Eindrücken der Gegenwart verlöscht wurde.

Das stand fest bei ihm, die Gemeinschaft mit seinem alten Gesanglehrer mußte er auf der Stelle und zwar auf immer brechen. Die trügliche Decke der Freundschaft war bei dem Benehmen desselben gefallen, und wenn er auch sonst noch, trotz des Abscheues, den er bei dem Raffinement, womit er den armen kleinen Azor entstellt hatte, einige Theilnahme für ihn empfunden hatte, so wich diese vor dem brutalen Rachenehmen des alten Sünders ganz in den Hintergrund.

Er nahm ohne Bedenken den kleinen Hund auf den Arm und sagte kaltblütig:

„Mein Besuch bei Ihnen, Signor, hat mir unend-

lich genützt. Ich weiß jetzt, wer ich bin, und ich weiß auch, was Sie sind. Unsere Wege, die ich kurzsichtiger Sterblicher vereinen wollte, trennen sich von nun an auf Nimmerwiedersehen. So weit ich Ihnen aber behilflich sein kann, ohne Strafe davon zu kommen, werde ich danach trachten. Ihre Noten sende ich Ihnen hieher, weil Ihr Zimmer versiegelt ist. Den Hund werde ich nochmals der Gräfin präsentiren. Sollte sie ihn in diesem erbärmlichen Zustande nicht bei sich dulden wollen, so werde ich ihn behalten, bis er wieder Haare bekommen hat. Nun, leben Sie wohl, Signor Giuliani — Ihr letztes Debüt ist kein ehrenhaftes gewesen! Leben Sie wohl! Haben Sie noch irgend einen Wunsch?"

Keine Antwort auf diese Abschiedsrede. Stumm, als habe er nichts verstanden, saß der Italiener da. Die letzte Frage rief ein höhnisches Lächeln auf seine Lippen, sonst gab er kein Lebenszeichen von sich.

Vincent war schon an der Thür angelangt, in der Absicht, das Zimmer rasch zu verlassen, als die innere Wuth des Signor endlich in Worte ausbrach.

„Verfluchter Deutscher!" schrie er, bebend vor Aufregung, „der Bologneser sollen Dein Unglück sein für Dein ganzes Leben!"

Vincent lächelte großmüthig. „Und Ihnen möge er glückbringend werden!"

Er ging ohne Zeitverlust, um allen ferneren Wuthausbrüchen des Kranken vorzubeugen.

Draußen drückte er dem wackeren Gefangenwärter die Hand.

„Gott muß Ihnen vergelten, was Sie heute an mir gethan haben, ich kann es nicht. Aber ich besuche Sie späterhin noch einmal, dann sollen Sie mir das Ende meines unglücklichen Vaters ganz ausführlich erzählen. Halten Sie übrigens den alten Sünder, den Signor, gut. Ich hoffe, für ihn wirken zu können."

Vor der Thür der Stadtvoigtei angekommen, stand er still und sah schwermüthig an dem Gebäude hinauf.

„Wer mir früher gesagt hätte, daß ich meines Vaters Andenken an diese Mauern knüpfen müsse! O, meine Mutter, Du hattest Recht, Deinen Kindern in Idalium ein Asyl zu gründen! Möge das Geschick Dir solche Stunden ersparen, wie ich sie heute hier durchlebt habe. Ich werde Deine Wege wandeln. Lieber im Schatten des Nichts, als im Lichtglanze der Schmach und Schande!"

Siebentes Capitel.

Alltagsstunden der Wirklichkeit.

Vincent beschloß, sich unverzüglich nach dem Hotel der Gräfin Brandenburg zu verfügen, der er mit seinen Entschuldigungen zugleich höchst interessante Mittheilungen aller Arten zu machen hatte. Bei seiner offenen, sorglosen Natur fiel es ihm nicht ein, daran zu denken, daß sich während eines Zeitraumes von mehreren Wochen eine große Kluft zwischen ihm und seiner Gönnerin aufgeworfen haben könne. Er hatte unverändert und mit innerer Sehnsucht ihrer gedacht, ihr Bild stand so frisch und lebendig in dem ganzen Liebreize ihres Wesens vor ihm, daß er gar nicht zweifelte, sie in derselben Gemüthsverfassung zu finden, wie er, sie verlassen hatte.

Wohlgemuth wandelte er, mit demselben Anspruche an einen unbehinderten Eintritt in ihre Wohnung, die Treppen hinauf, die er seit jenem Rencontre mit dem Könige nicht wieder betreten hatte. Natürlich fiel dieser Umstand brennend in sein Gedächtniß zurück und ver-

gegenwärtigte ihm Alles, was er damals gefühlt hatte. Von Hoffnungen auf Ruhm und Ehre getragen, hatte er an die huldvolle Bemerkung des Monarchen den Plan zu einem neuen Lebensweg geknüpft — jetzt, ernüchtert durch seine Erfahrungen, belächelte er die blinde Zuversicht, womit er einem sehr ungewissen Erfolge entgegengelebt hatte. Von diesem himmelan strebenden Ehrgeize auf der Bahn des verführerischen und blendenden Künstlerlebens war er geheilt, das gab er ganz kleinlaut zu.

Mitten in seinen tiefsinnigen Grübeleien wurde er durch einen Lakaien gestört, der ihm den Weg vertrat und ihm mit dürren Worten bekannt machte: „Die Gräfin sei für ihn nicht zu Hause!“

„Für mich nicht zu Hause?“ wiederholte erstaunt der junge Mann.

„Das beruht auf einem Irrthume, lieber Freund. Geht mal hinein und meldet, daß ich da sei, und den kleinen Bologneser, zwar garstig verstümmelt, aber doch lebendig wieder brächte!“

„Es wird nichts helfen, murmelte der Lakai, „aber ich will Ihnen den Gefallen thun, Herr Dorsak.“

Er ging, kam eiligst wieder und gab den Bescheid: „Gräfin sei sehr ungnädig gewesen, habe gesagt, sie wolle den Bologneser nicht wieder haben, der Herr Dorsak könne mit dem Hunde seiner Wege gehen!“

Vincent glaubte seinem Ohre nicht trauen zu können.

„Das ist nicht wahr!" sprach er stolz und hochfahrend. „Die Gräfin muß nicht richtig unterrichtet sein. Habt Ihr gesagt „Vincent Dorsak" wäre da?"

Der Bediente versicherte es und fügte zögernd hinzu, daß die Gräfin auf seine Meldung spöttisch erwidert hatte: „Ah — so! Der neue Herr von Bendler will seine Aufwartung machen!"

Vincent kam aus dem Erstaunen gar nicht heraus. Wovon wußte sie, was er selbst erst seit einigen Stunden erfahren hatte.

„Hat die Gräfin Besuch gehabt?" fragte er rasch.

„Ja. Durchlaucht Wittgenstein sind dagewesen!"

„So! Nun kann ich mir denken, wovon sie es weiß!" murmelte der junge Mann, noch immer unschlüssig, ob er so leichten Kaufes ein schönes freundschaftliches Verhältniß aufgeben oder ob er weitere Versuche zur Herstellung desselben machen sollte. Sein Verstand trat dem Ersten bei — sein Herz stimmte für das Zweite. Noch ehe er einig mit sich werden konnte, stürmte ein Diener von unten herauf und rief: „Gräfin Steinberg wünscht aufzuwarten!"

Der Lakai, schon ungeduldig über Vincent's Widerspruch, stürzte hinein in den Salon und rief mit imper-

tinentem Tone zurück: „Machen Sie, daß Sie fortkommen und nehmen Sie das ekelhafte Thier wieder mit."

Gleich darauf rauschte die Gräfin Steinberg die Treppe herauf, der Lakai kam zurück gesprungen und lispelte: „Der Gräfin sehr angenehm!" und Vincent schlich gedemüthigt mit seinem Hunde im Arm zum Hotel hinaus.

„Lieber ein Nichts im Schatten des Lebens, als unter dem Andenken an Schmach und Schande im Glanze des Lichtes", flüsterte er, abermals um eine Erfahrung reicher.

Er kam sich, gereift an Weisheit und Verstand, um zehn Jahre älter vor, als er sein Zimmer wieder betrat. Der Brief des Professors Wilken, der ihm eine Ehrenerklärung schuldig zu sein glaubte, leuchtete ihm entgegen. Er nahm ihn und las ihn aufmerksam nochmals durch. Wie seltsam ist des Menschen Sinn! Der Geist, der in ihm wohnt, prägt sich auf Alles aus, was sich ihm nahet.

So wohlthuend dem jungen Mann der Ausdruck von reuiger Theilnahme berührt hatte, die sich darin aussprach, so wünschenswerth ihm die öffentliche Anerkennung von Seiten dieses achtungswerthen Herrn erschienen war, jetzt verflog jede Bedeutung eines solchen Schrittes, und da er in der That wie betäubt über den

plötzlichen Umschwung seiner Verhältnisse war, so hielt er es für gerathen, die Einladung unter dem Vorwande von Krankheit zurückzuweisen.

Er that dies schriftlich sogleich und empfand ein gewisses Selbstgenügen, als er einsah, daß er damit gewissermaßen dem Urtheile der Welt Trotz biete. Durch denselben Boten, der seine Absagung an den Rector magnificus trug, sendete er dem Signor Giuliani die Rode'schen Violinvariationen zurück, und um gleichsam ganz mit der Vergangenheit zu brechen, die Clavierauszüge der Opern, woraus er seit Jahren mit der Gräfin gesungen hatte und die ihr Eigenthum waren, nach dem Hotel derselben ohne weitere Bestellung.

Nun war er fertig und frei von allen Banden, die ihn drücken konnten. Der Geist seiner Mutter erwachte immer stärker in ihm, aber damit auch die Sehnsucht nach dem Mutterherzen. Sieben volle Jahre hatte er seine Mutter und seine Schwester nicht gesehen. Es wären unter den alten Umständen vielleicht noch abermals sieben Jahre verflossen, ohne ihn mit denselben zusammen zu führen. Jetzt aber, wo er die Ueberzeugung gewonnen, daß sehr ernste Gemüthskämpfe im Leben seiner Mutter stattgefunden und ihr den Entschluß abgerungen hatten, in eine Einöde zu flüchten, jetzt erwachte

das Verlangen nach einem Wiedersehen mit ihr mit jeder Minute stärker.

Was hinderte ihn denn zu ihr zu eilen? Seine Studienzeit war zu Ende. Noch wenige Wochen und die Professoren schlossen ihre Vorlesungen. Er verlor gar nichts durch eine beschleunigte Abreise, die wahrscheinlich mit einem ewigen Abschiede von seinen Umgebungen begleitet wurde.

Getrieben von einem Gefühle, das zwischen Bitterkeit und Trauer schwankte, begann er schon diesen Abend seine Vorbereitungen zu treffen, versah sich mit den nöthigen Legitimationspapieren, forderte sein akademisches Attest ein und schrieb dann an seine Wohlthäterin, die Herzogin von Hildburghausen, deren Güte er die Unterstützung zum Studiren zu verdanken hatte. Männlich und fest waren seine Entschlüsse von diesem Augenblicke an. Es frägt sich nur, ob er sie durchführen wird trotz den Versuchungen, die das Leben überall bereit hält.

Wir aber folgen der Gräfin Steinberg, die das Glück hatte, von der Gräfin Julie angenommen zu werden, während der sonstige Günstling der schönen Dame, abgewiesen wie ein Bettler, die Treppen hinab schlich.

Achtes Capitel.

Revanche.

Ganz in derselben Stellung, wie einige Wochen früher, lehnten die beiden anmuthigen Damen im Divan, gegenseitig in Freundlichkeit sich überbietend, aber innerlich voll Abneigung und Tücke.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Geliebteste," begann die Gräfin Brandenburg im mildesten Tone. „Wie ist es Ihnen seitdem ergangen? Haben Ihre Heiratsangelegenheiten mit dem schönen Aegyd von Hohenstein Fortgang gehabt? Darf ich schon gratuliren?"

Sie blickte schelmisch in das erröthende Gesicht der Steinberg, die sich schwer über das gute Gedächtniß ihrer Freundin ärgerte.

„Immerhin! Gratuliren Sie, Theuerste!" antwortete sie jedoch schnell, indem sie kokett ihren Fächer auf und zu schlug, gelegentlich ihr heißes Gesicht fächelnd.

„Was Sie sagen, überrascht mich!" rief Gräfin

Julie. „Ich habe soeben vom Fürsten Wittgenstein vernommen, daß der alte Baron, rasend vor Wuth über die Liebesaffaire seines Enkels, nach Idalium aufgebrochen sein soll.“

„Das sind geheime Polizeinachrichten, die auf falscher Fährte sind, wie immer!“ lachte die Gräfin Steinberg hell und fröhlich. „Wenn unser Palizeiminister sich nicht wahrt, so werden seine Mißgriffe und Lügen bald sprichwörtlich werden.“

Gräfin Julie, wirklich irre durch diese Fröhlichkeit geführt, sah sie neugierig an.

„Ei, das wäre wichtig für mich, wenn diese Erzählung falsch sein sollte!“

„Auf mein Wort, Theuerste!“ betheuerte die Steinberg. „Der Antrag des alten Baron ist gemacht. Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten, um erst wieder mit dem Jugendfreunde auf vertraulichen Fuß zu kommen. Baron Hohenstein hielt es für nöthig, sein Stammschloß, wo herkömmlich jede Vermälung der Familie geschlossen werden muß, zu revidiren, eventualiter in Stand zu setzen. Voila! Das ist die ganze Geschichte, woraus die Polizeidurchlaucht „eine rasende Wuthreise“ gemacht hat. Durchlaucht scheint in Mißgriffen zu excelliren. Mein Bruder, der sich Ihnen zum gnädigsten Gedenken empfehlen läßt, erzählte mir heute lachend, daß der arme,

schöne Benkelsänger, der Dorsak, irrthümlicher Weise von Seiner Excellenz-Durchlaucht für einen Verschwörer —" sie betonte das Wort höchst komisch — „gehalten und gegriffen worden ist. Dadurch ist der arme Junge um seinen guten Namen und um den Rausch des Catalanischwindels bekommen."

„Hat aber dafür die Entdeckung gemacht, daß er der Sohn des bekannten Finanzrathes von Bendler ist," schaltete die Gräfin Brandenburg schnell ein. „Sie sehen sich ja wohl zuweilen mit der Gräfin Lichtenau, und könnten sich für den armen Benkelsänger das Verdienst erwerben, diese mit der Existenz des Vincent von Bendler bekannt zu machen, Theuerste! Sie liebte einst diese Familie!"

Die Gräfin Steinberg nahm die Replik ruhig hin. Ein liebenswürdiges Lächeln zierte ihre Lippen, als sie erwiderte:

„Ich will gelegentlich daran denken!"

„Wollen Sie mir erlauben, Theuerste," nahm die Gräfin Julie wieder das Wort, „Ihnen in Bezug auf Ihre Heirat mit dem Baron Aegyd von Hohenstein einen guten Rath zu geben?"

„Sie? Mir einen guten Rath? Ich bin entzückt über Ihre Güte! Wahrhaftig, Liebste!"

„Gestatten Sie Ihrem Bruder nicht, daß er der

Enkelin der Gräfin Lichtenau, der Comtesse Stolberg, allzusehr den Hof macht. Es ist mir mitgetheilt, daß daran Ihre Heirat mit dem jungen Baron Aegyd scheitern könne, da der alte Baron keine Berührung mit neuen Stammbäumen duldet."

„Wie paßt das auf den Namen Stolberg?" fragte die Steinberg hochmüthig.

„Nicht ganz, aber halb, Geliebteste! Der Stammbaum der Comtesse von mütterlicher Seite verliert sich gar zu bald in eine Trompete! Ihr Herr Bruder weiß das wahrscheinlich gar nicht, da er kein geborner Preuße ist."

„Sie sagen mir allerdings damit etwas Neues," stammelte bei dieser ungeahnten Niederlage die junge Gräfin ganz fassungslos. „Darf ich um eine Erläuterung der „Trompete" bitten?"

„Sehr gern bereit, Ihnen darin zu dienen, theure Beatrix, muß ich doch erst meine Verwunderung darüber aussprechen, daß Sie davon noch nicht unterrichtet sind, obwohl Sie mit Ihrem Gemale zwei Jahre hier gelebt haben, und Ihr Herr Bruder seit mehreren Monaten schon der Gesandtschaft attachirt ist. Man pflegt sich, nach diplomatischen Grundsätzen, immer in der Stille zu informiren, wenn man an irgend einem Hofe placirt

wird, und es mußte Ihnen auffallen, daß die Lichtenau nirgends erscheint.“

„Die alte Dame ist kränklich —“ warf die Steinberg ein, und man sah, daß ihr Geist sich von dem kleinen Schreckschusse schon erholt hatte. Uebrigens nahm mich dies um so weniger Wunder, da man Ihre Frau Mutter auch nirgends sieht.“

Gräfin Julie nahm diese Replik auch ganz ruhig hin.

„Genug, die Lichtenau ist die Tochter eines Regimentstrompeters, und hat es nur ihrer eigenen Hardiesse zu verdanken, daß sie Gräfin Lichtenau geworden ist,“ sprach sie ohne Aufschub weiter.

„Wollen Sie damit sagen, theure Julie, daß diese Dame nicht in gleicher Weise zum Könige gestanden hat, wie Ihre Frau Mama?“ fragte die Steinberg boshaft.

„Ganz in gleicher Weise, theure Beatrix, nur wurde meine Mutter mit Bewilligung der Königin des Königs Gattin zur linken Hand, und die Tochter des Regimentstrompeters Enke wurde zur Deckung ihrer Sünden mit dem Kammerdiener Rietz verheiratet! Sie hieß Madame Rietz bis zu der Zeit, wo sich ihre Tochter, der vom Könige der Rang einer Gräfin von der Mark zuertheilt war, mit dem Erbgrafen von Stolberg verheiraten sollte.“

Gräfin Steinberg saß da, einem Steinbilde gleich.

Das überstieg Alles, was sie bei der Einleitung des Gespräches gefürchtet haben mochte.

Ihr Gesicht blieb zwar glatt und ihr Blick heiter und ungetrübt, allein die Wellen des Verdrusses schlugen so hoch, daß ihr die Stimme versagte.

Darum also der Hohn in der Gräfin Worten:

„Sie sehen sich ja wohl zuweilen mit der Lichtenau!“

Im Stillen die grobe Nachlässigkeit verwünschend, womit ihr Bruder Verbindungen angeknüpft hatte, welche ihrem hochmüthigen Ehrgeize durchaus nicht zusagten, rang sie gewaltsam mit ihrer Aufregung, um eine niederschmetternde Entgegnung zu finden.

Diesmal blieb jedoch die Gräfin Julie Siegerin, denn sie fügte nach einer Pause hinzu:

„Es ist freilich nicht viel bei der Adoration Ihres Herrn Bruders zu fürchten, da die junge Comtesse einem on dit zufolge von ihrem Oheime angebetet wird, und diese Liebe erwidern soll.“

„Mein Bruder hat gewiß nie daran gedacht, der Comtesse Stolberg etwas Anderes, wie eine oberflächliche Aufmerksamkeit zu widmen!“ warf die Gräfin Beatrix ein, mehr um nur etwas zu sagen, als um sich in Opposition zu stellen. „Er liebt Sie noch immer mit abgöttischer Verehrung!“

„Sehr schmeichelhaft für mich! Wird seine Vereh-

rung auch nicht wanken, wenn ich Ihnen vertraue, daß ich in kurzer Zeit die Gattin des Herzogs von Anhalt-Köthen zu werden entschlossen bin?"

Gräfin Steinberg verlor den letzten Rest ihrer guten Laune, und sah die Gräfin Brandenburg starr an. Wenn das wahr sein sollte, mußte sie doch endlich die Segel streichen vor der, die sich geweigert hatte, ihre Schwägerin zu werden!

„Wenn Sie nicht scherzen, theure Gräfin —"

„Mit *solchen* Behauptungen scherzt man nicht! Ich hatte *schon* die *Absicht*, Ihnen einen Besuch zu machen, als Sie mir ganz à propos gemeldet wurden, und ich fragte nicht ohne Grund nach den Heiratsprojecten, die Sie allerdings zu einer so beneidenswerth-unabhängigen Freifrau machen, daß man den Grafenrang gern darüber aufgibt."

„Sie irren, Theure", schaltete Beatrix ein. „Ich gebe nichts auf, denn Baron Hohenstein hat die Versicherung, daß er in den Grafenstand erhoben wird."

„Um so besser!" gab Julie zur Antwort, „ich habe den Wunsch, Sie als meine Oberhofmeisterin zu sehen!"

Gräfin Beatrix erhob sich, legte die Hand an die Stirn und flüsterte matt:

„Sie erlauben, daß ich meinen Besuch abbreche, — mir ist sehr unwohl!"

„O, mein Gott, wie bedauere ich das, Theuerste“, sprach Gräfin Julie und blieb sitzen. „Sie haben also keine Antwort auf mein Anerbieten?“

„Darüber könnte doch nur mein künftiger Gemal bestimmen!“

„Wenn ich Ihnen aber auf das Bestimmteste versichere, daß der Baron von Hohenstein wirklich Nachrichten erhalten hat, die sehr wenig Hoffnung für die Erfüllung Ihrer Pläne enthalten? Wenn ich Ihnen verrathe, daß der alte Baron von seinem Wirthschafts-Inspector per Staffette unterrichtet worden ist, daß Baron Aegyd, halb wahnsinnig vor Schmerz über die Untreue seiner Margot, im Hohensteiner Schlosse auf das Erscheinen dieser jungen Dame, welche einen Abschiedsbesuch auf Kleineck zugesagt habe, wartet; wenn ich Ihnen nun verrathe, daß man von der fürchterlich aufgeregten Stimmung des jungen Hohenstein Alles zu fürchten hat? Wie dann, meine Theuerste? Würden Sie in diesem Falle auch keine Antwort auf mein Anerbieten haben?“

„Auch in diesem Falle würde ich Sie bitten, Gräfin, daß ich meinen Besuch abbrechen dürfte!“ entgegnete Beatrix mit noch matterem Tone, ihren Blick aber zornig und herausfordernd auf ihre Freundin hef-

tend. „Ich bin sehr unwohl — beurlauben Sie mich für heute!“

Jetzt stand die Gräfin Brandenburg auf.

„Leben Sie wohl, theure Beatrix! Wir werden uns nicht wieder sehen, deßhalb nehmen Sie meine aufrichtigen Wünsche für Ihr ferneres Leben und für Ihr im Schooß der Zeit ruhendes Glück. Leben Sie wohl!“ schloß sie mit weicherer Stimme, indem sie ihrer vernichteten Feindin die Hand reichte.

Sie begleitete die Gräfin Steinberg nicht wie früherhin bis zur Schwelle des ersten Zimmers, sondern blieb, eingedenk ihrer nahen fürstlichen Würde, mitten im Salon stehen, mit mitleidigen Blicken die junge Dame verfolgend.

„Sie ist ein Scorpion gewesen ihr Leben lang“, flüsterte sie hinterdrein, „sie mußte zertreten werden!“

Wenige Stunden darauf hielt die stolze Königstochter das Paket Noten in der Hand, das ihr der junge Freund, der Theilnehmer ihrer vorwurfsfreiesten Freuden, zusendete. Ein reuiges Erinnern überstürzte sie beim Anblick der Clavierauszüge, woraus sie so oft Begeisterung geschöpft hatte.

Das Bild ihres Freundes tauchte hell und immer heller vor ihr auf. Warum hatte sie eigentlich den Mann

so kränkend abweisen lassen, da sie doch wußte, weßwegen er die Musikstunden versäumt hatte?

Laune, nichts als hoffärtige Laune war der Grund ihres Handelns gewesen. Sie wollte mit einem Schlage den abschütteln, der ihr Leid kannte, der ihre Gesinnungen und Handlungen besser als irgend ein anderer Mensch beurtheilen konnte.

Ihr guter Geist leuchtete zuletzt aus dem Blicke, womit sie in den Notenbüchern blätterte. Vor ihrer Seele stand Vincent in seiner ganzen Liebenswürdigkeit! Wie edel war sein Wesen — wie offen und frei sein Wort — wie fein sein Gefühl! Und doch hatte sie ihn abgestreift, wie man eine lästige Sache entfernt?

Er hatte sie verstanden, das zeigte sich in der Uebersendung der Noten. Er wußte, daß sie immer der Eingebung ihrer Launen folgte, dem wollte er sich entziehen. Warum schmerzte sie das, da sie doch ohne Schmerz seinen Besuch abgelehnt hatte? Hatte sie gehofft, daß der junge Mann demüthig seinen Besuch wiederholen sollte, bis sie endlich die Gnade gehabt hätte, ihn zu empfangen?

Das Frauenherz ist einmal unergründlich. Was ihm entzogen wird, danach sehnt es sich. So lange es selbst vorwerfen darf, erstickt der Stolz die weichen Regungen.

Dazu kam noch das erweichte Gefühl, das immer einzutreten pflegt, wenn man sich an irgend Jemand gerächt hat, der uns schmerzlich verwundete.

Die Gräfin Steinberg hatte ihre rücksichtslose Kühnheit büßen müssen, womit sie damals das Herz der Gräfin Julie tief verletzte und sie in ihrer stolzen Eitelkeit kränkte. Als sie den Salon verließ, da verflog die letzte Bitterkeit eines Herzens, das viel mehr schwärmerisch als boshaft war, aber sich selbst eine Genugthuung verschaffen zu müssen geglaubt hatte. Diese Aufregung war jetzt überwunden und die Gräfin empfand es fast schmerzlich, daß sie die einzige Vertraute der letzten Vergangenheit damit verscheucht hatte. Sie und die Gräfin Beatrix waren Freundinnen im Sinne der vornehmen Welt gewesen, bis zu dem Momente, wo es dem Bruder derselben einfiel, seine jämmerlichen Revenüen durch die reiche Mitgift der Gräfin Brandenburg verbessern zu wollen und diese ihn stolz und entschieden mit seiner Werbung abwies. Seitdem haßte und verfolgte Beatrix ihre Freundin und rief endlich eine Lust zur Vergeltung heraus.

Gräfin Julie wußte, daß sie den letzten Rest von Neigung in ihr getödtet hatte, sie wußte, daß die Schranken, die nun zwischen ihnen aufgerichtet waren, niemals wieder vernichtet werden konnten. Das that ihr

nachträglich weh, ohne in ihr den Wunsch zu wecken, es zu ändern.

Anders zeigte sich ihr Gefühl beim Andenken an ihre Härte gegen Vincent. Sie empfand ein lebhaftes Verlangen, das gut zu machen, was sie verbrochen hatte. Dies Gefühl erwachte am nächstfolgenden Tage mit solcher Stärke, daß sie, um den Druck von ihrer Seele los zu werden, an den Schreibtisch eilte und auf einem Blättchen die Worte hinwarf:

„Vincent, ich bereue und sehne mich danach, Ihnen diese Reue zu zeigen. Julie."

Sie faltete, beinahe zitternd, das Blatt, zögerte aber bis zur Stunde, wo sie gewohnt war den jungen Mann bei sich zu sehen, mit der Absendung des Billets.

Der Lakai, der mit der Besorgung von ihr beauftragt war, kam mit einer schriftlichen Antwort zurück. Sie lautete:

„Wäre ich meinem Herzen gefolgt, theure Gräfin, so läge ich zu Ihren Füßen, um Ihnen für Ihr himmlisches Vertrauen zu danken, aber was der Mann sich selbst gelobt, das muß er fest und unverbrüchlich halten. Ich sehe Sie nie wieder! Ich eile in wenigen Tagen zu meiner Mutter, der ich eine ungerechte Deutung ihrer Schritte abzubitten habe. Gott segne Sie auf allen Lebenswegen.

„Azor wird mich auf meiner Reise begleiten. Ich betrachte den Hund als ein Denkmal meiner Erfahrungen, nicht aber als eine Erinnerung an Sie, denn sonst würde der Fluch des Italieners in Erfüllung gehen, der mir in dem Thiere das Unglück meines ganzen Lebens prophezeite.

„Wollen Sie dem Diebe Ihres Hundes eine Unterstützung gewähren, so verdienen Sie sich Gottes Huld! Leben Sie glücklich, theure Gräfin! Vergessen Sie den armen Sänger, damit Ihre Reue erlöschen kann!“

Neuntes Capitel.

Des Herzens Regungen.

Lothar von Wöllner hatte nach dem Mittagsmahle, das er, wie wir wissen, in Gesellschaft seiner Schwester eingenommen, das Schloß verlassen und war in einer wohlthätig angeregten Stimmung in den Wald hineingewandert.

Von Natur mehr fröhlich als sentimental, mehr praktisch als schwärmerisch, gab es dennoch in ihm Saiten, die, wenn sie harmonisch berührt wurden, ihn befähigten, das wahrhafte Gefühl im Menschen zu würdigen.

Es war der sanften Liebenswürdigkeit seiner Schwester Margot gelungen, diese Saiten erklingen zu machen.

Geärgert von der kühlen Aufnahme seiner frühern Freunde in Berlin, hatte er die Brücken zu einem dortigen Leben jähe abgebrochen und jede Rückkehr dahin unmöglich gemacht. Mit dieser etwas übereilten Handlung waren aber auch die Anhaltspunkte des aufstre-

benden Ehrgeizes, der ihn stark in Anspruch genommen hatte, zerstört. Er sah sich auf einen kleinen Wirkungskreis beschränkt, während er davon geträumt hatte, an der Hand der Gräfin Julie von Brandenburg, die ihn wirklich ausgezeichnet hatte, mit einem coup de main in's Hofleben der preußischen Residenz erhoben zu werden.

Sein Herz war bei dieser Erfahrung nicht betheiligt, obwohl die verführerische Anmuth und Freundlichkeit der Gräfin es hinlänglich in Wallung gebracht, um eine Vermälung mit ihr wünschenswerth zu finden.

Er war von Anfang an so klug gewesen, dieser Hingebung nicht ganz unbedingt zu trauen, deßhalb verletzte ihn die kühle Vornehmheit, womit diese Dame seinen Besuch jetzt abgelehnt hatte, nicht besonders, noch dazu, da sie mit dem Tone übereinstimmte, der vom Fürsten Wittgenstein, als Polizeiminister, angeschlagen war.

Lothar huldigte der Ansicht, daß alle Tugend schwach und wandelbar, alle Weisheit machtlos sei, wenn man nicht der Vernunft eine ruhige Herrschaft einräume, und deßhalb hielt er besser als jeder Andere sein Herz im Banne, obwohl es sehr feurig pochen konnte. Er stützte sich auf die Thatsache, daß der Flug des Genius in allen Fällen mehr Enttäuschungen herbeiführe, als das verständige Fortschreiten im Gleise der menschlichen Erfahrungen, die Andere gemacht, und er blickte in die-

sem Sinne stets auf die zurück, die ohne glänzende Erfolge gestrebt hatten.

Es war die klügste Theorie, die man sich denken kann, die Kenntniß des menschlichen Herzens nicht an sich selbst zu erwerben, sondern sich durch Beobachtungen von Anderer Leiden und Freuden belehren zu lassen.

Daß Lothar dadurch den Schein einer Herzenskälte erhielt, war natürlich. Sein Herz war auch kalt, weil es sich mit Gewalt dem Strome verschloß, der es übermäßig zu erwärmen drohete Weil er Alles mit seiner Vernunft beherrschte, wollte er auch im Gebiete des Herzens keine andere Regierungsform dulden, und er hatte, im Grunde genommen, keine Idee davon, daß es im Innern seiner Nebenmenschen anders aussehen könne, wie bei ihm.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, überschlich ihn ein gewisser Stolz, indem er, langsam dahinschlendernd und dem erfrischenden Einflusse der Gebirgs- und Waldluft überantwortet, an den Sieg dachte, den er mit seinen vernunftgemäßen Vorstellungen über die warhaft unvernünftige Leidenschaft seiner Schwester davon getragen. War sie nicht glücklich? konnte man aus dem seelenvollen Aufblitzen ihrer Augen nicht entnehmen, daß sie ihrer Zukunft jetzt vollständig befriedigt entgegen-

lebte? Was nützte denn auch alle Schwärmerei der Liebe, die sich vom Schmachten im Mondscheine nährte?

Ja — Lothar gestand es sich zu — ja, er hatte die Werbung des Grafen Toska auf alle Weise begünstigt, er war nicht müde geworden, die guten Eigenschaften dieses braven, verständigen Mannes zu rühmen, er hatte sogar die Ueberredungskunst, die ihm eigen war, nicht gespart, um die Verbindung mit ihm in ein helles, günstiges Licht zu stellen.

„Wohl mir, daß es gelungen ist, wohl mir und wohl *meiner guten* Margot“, sprach er, frohsinnig in die heitere, schön beleuchtete Landschaft blickend, die sich eben vor seinen Blicken eröffnete. Ihm fiel nicht ein, daß er eben so richtig hätte sagen können: — „Wehe mir und wehe meiner guten Margot!“

Lothar stand an derselben Stelle, wo wir eines Tages die beiden Freundinnen Josepha und Emmy lagern sahen. Vor ihm, zwischen Felsen und Gebüsch hindurch, lag Schloß Hohenstein auf der höchsten Bergkuppe, während einige niedrige Felsenriffe, sparsam mit Buschwerk geziert, wie eine Kette bis zur Hohensteinklippe herantraten, jedoch ohne eine Verbindung damit zu haben. Nur ein einziger kleiner, schornsteinähnlicher Steinkoloß lehnte sich so nahe an die Klippe heran, daß

es durch menschliche Nachhülfe möglich geworden war, einen Uebergang herzustellen.

Anders zeigte sich der Weg von Kleineck bis zur Hohensteinklippe. Hier führte ein grün bewachsener Abhang, der sich vom Walde aus ziemlich steil bis zur Mitte der Klippenhöhe hinabzog, dicht an den Fuß des Riesengesteines, und man hatte von dort Stufen über die Felsen gelegt und diese mit einem Geländer versehen, damit man ohne Gefahr die Höhe erreichen konnte. Dieser Weg zur Klippe und darüber hinweg war uralt. Es war die einzige Verbindung zwischen Schloß Hohenstein, Schloß Kleineck und der Horstburg durch's Gebirge und konnte natürlich nur zu Fuß passirt werden. Die andern Wege gingen so weit um, erst bergab und dann wieder bergauf, um den See herum, durch Schluchten und Thäler, so daß man in dieser Verbindung die Schlösser keineswegs benachbart nennen konnte.

Der See mit seinen prächtigen Wiesen, das Dorf am Ufer desselben nebst dem Meierhofe und seiner wunderschönen Waldeinfassung gehörte zum Schlosse Hohenstein, und von dort aus liefen mehrere Bergpfade durch die verschiedenen Schluchten, welche von den Felsenriffen gebildet wurden, theils nach Hohenstein, theils nach Kleineck, nach der Horstburg und nach der Klippe.

Lothar warf sich auf den moosigen Stein nieder,

der, hart am Wege stehend, gewöhnlich von den Wanderern als Ruheplatz benutzt wurde. Man hatte hier einen köstlichen Ueberblick, und die Sonne brannte heiß genug, um eine kleine Rast angenehm zu machen. Die Klippe lag hier rechts zur Seite in ihrer ganzen Majestät vor ihm, und vom Saume ihres Fußes zogen sich breite Matten bis zum See hin, der, nur wenig sichtbar, mit blendendem Glanze zwischen den rasigen Ufern wogte.

Düster, gebietend und ehrwürdig, beschränkte das alte Hohensteiner Schloß den Hintergrund.

Es war eine Stille in der Natur, daß man das Läuten der Heerden von allen Seiten und das Reden der Leute auf den Matten, die gemähet wurden, hören konnte.

In's Thal hinab war hier die Aussicht von den vortretenden waldigen Höhen, die zu der Kleineck'schen Besitzung gehörten, gänzlich verschränkt, und sie eröffnete sich erst, wenn man die Felsenstufen zur Klippe erreicht hatte.

Bis dahin ging die Grenze seines Gebietes, und da es dem Schlosse Kleineck zukam, die Geländer der Felsenstufen in Ordnung zu halten, so schloß Lothar nicht mit Unrecht, daß die Steinmassen dicht am rasigen Abhange, worüber sich die Stufen bis zur Klippe hin-

aufzogen, noch sein Eigenthum seien, während der Name der Hohensteinklippe vermuthen ließ, daß sie zu jener Besitzung gehörte.

Während Lothar, umschwirrt von summenden Insecten, im Halbschlummer auf dem Steine ruhete, beschäftigte sich sein Geist mit Bildern aus der Vergangenheit.

Sein Vater hatte in übereilter Galanterie dem Felsensitze einen neuen Namen verliehen und ihn, der schönen, koketten Gattin eines französischen Generales zu Ehren, mit dem Namen Espérance schmücken lassen.

Um die Kraft dieser Usurpation zu schwächen, war sofort vom Baron Hohenstein der Inschrift „en Dieu" und das Wappen der Hohensteine beigefügt. Damit war sein Besitzrecht gleichsam erwiesen, und es war dem Vater Lothar's auch fernerhin gar nicht beigekommen, weitere Ansprüche auf dies riesige Gestein zu erheben.

Lothar ließ diese Begebenheit an sich vorübergehen. Sein Gedächtniß bewahrte noch sehr treu den sprudelnden Zorn seines Vaters, als er seine Huldigung in ein bedeutungsvolles Motto verwandelt fand.

Espérance en Dieu! „Hoffnung auf Gott!" flüsterte er lächelnd. „Der alte Baron hat Recht behalten. Seine Hoffnung auf Gott hat ihn nicht betrogen,

als er den Ruhesitz einer Französin ächtete! Ein wunderlicher Mann, dieser alte Baron!

Aber es liegt etwas Echtes in seinem Wesen, Wahrhaftigkeit ziert ihn, und wenn seine Consequenz in Rücksicht auf das Liebesverhältniß Aegyd's und Margot's eine Verirrung des Stolzes genannt werden kann, so hat er durch den Muth, womit er seine eigene Bequemlichkeit Jahre lang dieser Grille zum Opfer brachte, eine Anwartschaft auf Achtung errungen. Es ist Wahrheit in ihm, denn er zeigte uns unverholen seine Abneigung, mit Parvenü's in Verwandtschaft zu kommen. Würden wir es besser machen, wenn wir an seiner Stelle wären? Gewiß nicht!"

Er unterbrach sich und horchte. Ein Gesang drang aus weiter Ferne an sein Ohr.

Er mußte diesen Gesang wohl schon kennen, denn eine brennende Röthe schlug über sein Gesicht und er sprang hastig auf, um den Abhang hinab zu stürmen und über die Felsenstufen zur Klippe zu eilen.

In unglaublich kurzer Zeit hatte er sein Vorhaben ausgeführt. Als er aber oben war, da hatte der Gesang längst aufgehört, und obwohl er von hier aus einen großen Theil des Thales am See entlang übersehen konnte, so erblickte er doch nichts mehr von der Sängerin, die ihn hieher gelockt hatte.

Unschlüssig stand er einige Minuten und sah nachdenklich in's Thal hinunter. Was ihn beschäftigte, war ihm selbst noch unklar. Er wußte, daß Josepha die Sängerin des lieblichen Frühlingsliedes war, denn er hatte sie schon oft belauscht und kannte längst alle die kleinen Liederchen, die sie mit unvergleichlich schöner Stimme frisch und fröhlich in die Luft hinein sang, wie ein Vogel im grünen Walde. Sie sollte es nicht ahnen, daß er Interesse an diesen Liedern nahm, deßhalb hielt er sich sorgsam versteckt.

Im Wirrwarr seiner Empfindungen, bei dem plötzlichen Wechsel aller Verhältnisse, hatte er die holde Sängerin sammt ihren Liedern vergessen. Jetzt aber rächte sich sein Herz dafür, und trotz aller Vernunftbeschlüsse stieg er so schnell wie möglich von der andern Seite der Klippe hinab zum Thale, um Josepha näher zu sein.

Des Weges nicht ganz kundig, verfehlte er den nächsten und richtigsten Pfad. Eine Stunde irrte er in den Schluchten umher, bis er endlich, weit über den See hinaus, in's Thal kam.

Die Sonne stand schon schräg am Himmel, Wolkengebilde vom blendendsten Weiß durchzogen das tiefblaue Himmelsgewölbe — der See lag spiegelglatt und unbewegt in seinen Ufern und auf den Matten ruhete der würzige Duft des Heues, als Lothar langsam dahin

schritt und seine Augen nach der Fee dieses zauberhaften Thales rundum sendete. Weßwegen er nach ihr spähete, das ließ er in sich unerörtert. Er legte dieser sanften, sehnsüchtigen Empfindung, die ihn dabei durchflog, gar kein Gewicht bei. Was war zu fürchten, wenn er diese bezaubernde Stimme gern hörte, wenn er die elfengleiche Schönheit des zarten Mädchens mit der Reinheit eines Gefühles betrachtete, das auch nicht eine Spur von Verlangen nach ihrem Besitze aufwies. Er hatte sie oft stundenlang, im Gebüsche versteckt, belauscht, wenn sie mit kindlicher Ruhe auf dem Rasen lagerte, fröhlichen Gesang auf den Lippen, seelenvolle Innigkeit in den Augen. Sein Herz gerieth nie dabei in Aufruhr, er interessirte sich nur für dies jungfräuliche Leben in einer paradiesischen Unschuldswelt, und wenn er dann seiner ersten Begegnung mit ihr gedachte, wo er sie in blinder Zorneswallung aus den Räumen seiner Besitzung verwies, so überschlich ihn eine so demüthigende Beschämung, daß er nicht den Muth hatte, sie wieder anzureden.

Jetzt suchte er Josephen, um sie endlich mit seinem frühern Betragen zu versöhnen.

In der Sicherheit seiner Ruhe, wollte er sich einen Verkehr im Meierhofe anbahnen, der ihm die langen Winterabende zu verkürzen versprach. Nach seinem Plane mußte er von nun an auf Kleineck bleiben, und da er mit

Vincent Dorsak auf traulichem Studentenfuße stand, so war nichts natürlicher, als daß er die Familie desselben aufsuchte. Der gewöhnlichen Weise Bekanntschaften zu knüpfen, stand sein Rencontre mit der Tochter des Hauses entgegen und diesen Stein des Anstoßes wollte er gleich heute mit aller Seelenruhe aus dem Wege räumen.

Aber es ist im Menschen nichts so trügerisch, als die Selbstbeurtheilung!

Während Lothar im vollen Besitz der Geistesüberlegenheit seine Schritte gewählt zu haben meinte, ergriff ihn, von Minute zu Minute sich steigernd, eine gefährliche Unruhe, die ihn vorwärts trieb, von einem Lieblingsplatze des holden Mädchens zum andern. Er kannte alle die Stellen, wo sie zu weilen pflegte — Grund genug, um nicht an seine zur Schau getragene Gleichgültigkeit zu glauben.

Endlich sah er sie!

Die Sonne hatte sich nach und nach gesenkt. Ihre Strahlen trafen nur noch die Bergkuppen, im Thale war schon Alles vom Schatten überzogen und in jenes Licht gestellt, das von dem Wallen und Weben nächtlicher Geister erzählt. Es gibt nichts Heiligeres in der Natur, als diese mysteriöse Beleuchtung mit vollkommen stiller Luft!

Lothar stand still, um sich dem Einflusse der geheimnißvollen Ruhe zu überlassen.

Als beträte er die heiligen Hallen eines Gotteshauses, in welchem von der Größe und Herrlichkeit eines ewigen Wesens gepredigt würde, so feierlich wurde ihm zu Muthe, während sein Blick über das kleine Thal hinwegschweifte, um sich an Josephen's Gestalt zu hängen, die unter einer Gruppe von Eichen stand, das Gesicht abgewendet und die Augen auf die Klippe dicht über sich geheftet, wo etwas geschehen mußte, was ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Lothar schritt langsam näher an das junge Mädchen heran. Er wollte sie nicht erschrecken. Plötzlich wendete sich Josepha, verhüllte das Gesicht und sank betend auf die Kniee nieder.

Bestürzt beflügelte Lothar seine Schritte. Was geschah dort oben, daß Josepha so tief ergriffen wurde. Von seinem Standpunkte aus konnte man das Plateau der Klippe noch nicht sehen — dort aber ereignete sich das, was dem scharfsehenden Mädchen Thränen auspreßte.

Lothar neigte sich zu ihr nieder. „Warum in Thränen, Josepha?“ fragte er mit weicher, liebevoller Stimme.

Heftig erschrocken blickte sie auf und als sie dem

aufgeregten Auge Lothar's begegnete, überstürzte eine Purpurgluth ihr ganzes Gesicht. Sie erhob sich schnell aus ihrer knienden Stellung und versuchte das Zittern ihrer Glieder zu bewältigen. Sie konnte aber nicht verhindern, daß Lothar ihre Hände ergriff und nochmals dringend fragte: „Josepha, holde, liebe Josepha, warum in Thränen?“

„Sie trennen sich auf ewig!“ flüsterte Josepha, in kindlicher Scham seinem Blicke ausweichend. Lothar verstand den Sinn dieser Worte nicht. Wer trennte sich auf ewig? Sein Blick hob sich von Josepha zu der Klippe empor. Dort war nichts mehr zu sehen.

„Und Sie weinen um fremdes Leid?“ fragte er innig bewegt durch die unschuldige Natürlichkeit des jungen Mädchens.

„Ich liebte sie ja, als ich noch Kind war!“ entgegnete Josepha kaum hörbar.

„Wie schön muß es sein, von Ihnen geliebt zu werden,“ erwiderte Lothar, fast unbewußt dessen, was er sagte. Es gibt immer Augenblicke im Leben des Mannes, wo er, empfänglicher gestimmt, ein romantisches Interesse bis zur Wärme gesteigert fühlt. Wie ein Sturm braust bei solchen Momenten das Blut durch die Adern

und von Vernunft ist sehr wenig zu sehen. Lothar heftete seinen Blick fest und feurig auf Josepha, als er hinzufügte: „Mich aber hassen Sie?"

Sie schlug ihr Auge empor zu ihm — ihre Blicke begegneten sich, und obwohl nur ein leichtes, verschämtes Lächeln ihre ganze Antwort ausmachte, so empfand er doch, daß ihre Versöhnung nun besiegelt war. Sein Gesicht zeigte dabei einne selige Befriedigung — Josepha dagegen schien von einer stillen Angst erfaßt zu werden.

„Ich muß fort," sprach sie mit erzwungen leichtem Tone, raffte den Hut, der am Boden lag, mit einer seltsamen Eile auf und warf ihn auf den Kopf.

Lothar nahm ihn seelenruhig wieder ab. Seine heitere Laune widerspiegelte sich in dem Blicke, womit er sie dabei ansah. Er sagte:

„Nicht also, meine Dame! Ich will Ihnen in aller Form Abbitte leisten und dazu gebrauche ich Zeit!"

„O nicht jetzt — jetzt nicht!" flehete Josepha, wieder Thränen im Auge. „Scherzen Sie nicht, während Ihrer Schwester das Herz blutet."

„Meiner Schwester? Margot? Meinten Sie denn Margot? Kennen Sie denn Margot?

Er legte, wie sich besinnend, die Hand an die Stirn.

Josepha wußte sich diese schnell auf einander folgenden Fragen nicht recht zu deuten. Sollten sie eine Mißbilligung ihrer Bekanntschaft mit Margot ausdrücken?

Sie setzte den Hut auf, schlang langsam die Bänder in einander und machte Anstalt, nach einem kurzen Gruße, abwärts bis zum See zu gehen, als Lothar aus seinem Brüten auffuhr, sie bei der Hand ergriff und hastig, unheimlich flüsternd, fragte:

„Sagten Sie nicht, Sie trennen sich auf ewig? sagten Sie nicht so? Josepha, bei Ihrem ewigen Heile beschwöre ich Sie, Josepha, was sahen Sie vorhin? Wer — wer trennt sich auf ewig? Josepha, noch ist es nicht zu spät — sagen Sie, was Sie gesehen haben! Eine fürchterliche Ahnung dämmert in mir auf! Sagen Sie, wer ist dort oben? Sprechen Sie! Sprechen Sie!“

Das junge Mädchen zitterte wie Espenlaub. Ihre Stimme versagte ihr den Dienst auf die mehr hervorgestoßenen, als gesprochenen Worte Antwort zu geben.

„Sind sie zusammen hinabgestürzt?“ fragte Lothar tonlos. Da wurde des Mädchens Auge wieder hell und der Gebrauch ihrer Stimme kehrte wieder.

„Nein! Nein!“ rief sie begeistert. „Sie traten zum Rande, der Sonne entgegen, die sie hell und glänzend beleuchtete! Er allein — sie allein. So redeten sie zu

einander. Dann neigte sie sich zu ihm, er umschloß sie und betend streckten sie die freien Hände zum Himmel empor. — da kniete auch ich nieder und betete mit ihnen!"

„Wer?" flüsterte Lothar. „Sagen Sie es mir, damit ich Gewißheit habe."

„Aegyd und Margot!" war die leise Antwort. —

Zehntes Capitel.

Die Kraft der Leidenschaft.

Unmittelbar darauf, nachdem Lothar, von seiner unverstandenen Sehnsucht getrieben, seinen Platz am rasigen Hügel verlassen hatte, erschien eine hohe, ernste Männergestalt auf derselben Stelle und setzte sich ruhig auf den Stein nieder.

Es verging eine lange Zeit. Geduldig, ernst und unbeweglich blieb dieser Mann sitzen, den Blick unverwandt in des Waldes Dickicht senkend, als komme ihm dort auf dem kaum sichtbaren Pfade das Heil seines Lebens entgegen.

Es war Aegyd von Hohenstein, der da saß und wartete.

Sein bleiches, edles Gesicht zeigte eine wahrhaft göttliche Ruhe und der Blick seines Auges war mild, friedlich und frei.

Die Sonnenstrahlen umspielten seine schöne Gestalt, glitten neckisch über seine Stirn, über seine Wan=

gen, um dann endlich, als seien sie ihrer vergeblichen Bemühungen, ihn aus der starren Ruhe aufzuscheuchen, müde, hinter dem Gebüsche zu verschwinden.

Wären sie noch einige Minuten geblieben, so würden sie eine zweite Gestalt, die rasch auf dem Waldwege daher kam, ebenfalls mit ihren Strahlen haben verklären können.

Margot erschien. Eine Lichtgestalt im Dunkel des Waldes. Das Auge leuchtend in Sehnsucht, die Wangen geröthet vom Pochen des liebenden Herzens.

Aegyd erhob sich, Margot zu empfangen.

Stumm standen sie einander gegenüber, Auge in Auge, eine Frage und eine Antwort glitt lautlos hinüber und herüber.

Aegyd nahm Margot's Hände und legte seine Lippen darauf, dann schritten sie hinab, erreichten die Felsenstufen und erschienen sehr bald auf der Klippe.

Aber sie traten nicht zum Rande heran, wo sie später von Josephen erblickt wurden, sondern sie zogen sich in den Hintergrund zurück, wo in einer nischenartigen Vertiefung eine Steinbank zur Ruhe einlud.

Bei allen diesen Handlungen hatte ein beobachtendes Auge sie verfolgt.

Emmy, ganz eingenommen von ihrer Verpflichtung, den Mann zu pflegen, den sie, verführt durch ein ent-

wendetes Schriftstück, für Vincent Dorsak hielt, hatte eine kurze Mußestunde benützt, um auf dem nächsten Wege nach dem Meierhofe hinab zu eilen, lediglich in der Absicht, um ganz verstohlen dem Drange ihres Herzens zu genügen, das, stark in Anspruch genommen von der schönen Männlichkeit ihres Gastes, sich danach sehnte, von der frühern Jugend desselben unterrichtet zu sein.

Sie fühlte dunkel, daß das Bild Vincent's, wie sie es aus Josephen's begeisterten Schilderungen kannte, der Persönlichkeit Fedor's durchaus nicht entsprach, darum dürstete sie danach, sich darüber aufzuklären und auch dem Grunde auf die Spur zu kommen, weßhalb er sich so streng verbergen mußte.

Josepha war, wie immer, nicht daheim und ihre Mutter vertraute ihr mit einiger Sorge, daß sie fürchte, ihre Tochter werde der krankhaften Exaltation nachgeben und Margot auf der Klippe erwarten, obwohl sie es ihr untersagt hätte, dorthin zu gehen.

Es war Emmy bekannt genug, daß Josepha einsame Streifereien im Thale und seinen Umgebungen liebte, und das junge Mädchen lief auch gar keine Gefahr dabei, da jedes Kind im Dorfe sie kannte und fremde Reisende gar nicht zu fürchten waren. Diesmal verletzte sie aber die Sucht ihrer Freundin, allein zu wandern und sie kehrte mit einiger Bitterkeit im Gemüthe zu ihrer fin-

stern und unfreundlichen Wohnung zurück, wo sie mit bereitwilligem Herzen dem Bruder ihrer abtrünnigen Josepha hegte, während diese nur Sinn für die strahlende Herrin des prächtigen Schlosses hatte.

Wie immer bei der guten Emmy, so verflog ihr Verdruß im frischen lieblichen Waldesduft und sie blieb, bezaubert von der Schönheit Margot's, ganz unwillkürlich stehen, als sie am Eingange des Waldes das Zusammentreffen des Paares zu belauschen Gelegenheit hatte.

Ihr Auge folgte verwirrt, als Beide den Weg nach der Klippe einschlugen. Das mußte Aegyd sein! Diese stolze, königliche Haltung — dies geistvolle Gesicht, durchleuchtet von der tiefsten, ernstesten Leidenschaft eines menschlichen Herzens! Hochaufathmend blieb sie an ihrem Platze gebannt stehen, bis Aegyd und Margot hinter dem Felsenvorsprunge, der die Nische bildete, verschwunden waren.

Es drängte sie, ihnen zu folgen um zu sehen, ob Josepha gewürdigt wurde eine Theilnehmerin dieser letzten Zusammenkunft zu sein.

Dennoch zögerte sie. Ihr Zartgefühl stemmte sich gegen diese unberufene Einmischung in ein so unglückliches Liebesleben, aber es kämpfte vergeblich gegen ihre stark aufgeregte Neugier.

Langsam und vorsichtig folgte sie nach einer Frist

von einer halben Stunde. Geräuschlos glitt sie über die Stufen dahin — je näher sie der Höhe kam, desto stärker pochte ihr Herz. Einen einzigen Blick warf sie um die Ecke des Gesteines und wich dann befriedigt zurück.

Aegyd und Margot saßen allein auf der Ruhebank. Dicht zu einander geneigt, im leisen Flüstern tauschten sie die Gefühle ihrer Herzen aus.

Emmy wunderte sich, daß sie mit diesem seligen Frieden im Antlitze einen ewigen Abschied von einander nehmen konnten. Sie wich ehrfurchtsvoll zurück und eilte von dannen, im Geiste noch immer die Lichtgestalt Margot's neben dem Manne, welchem sie den Namen Aegyd gab, vor sich erblickend.

Was die Beiden zusammen gesprochen? Es hat kein Lauscherohr ein Wort davon vernommen, aber es sind gewiß Worte der Liebe und begeisterte Schwüre gewesen. Wer möchte daran zweifeln!

Dann waren sie aufgestanden. Josepha sah sie von unten an den Rand der Klippe treten. Emmy, die sich noch einmal umwendete, ehe sie den Wald betrat, sah, daß der Mann hoch aufgerichtet, mit feierlicher Beschwörung zu der Geliebten seines Herzens sprach, sie sah, daß sie, die Hände gegen ihre Brust gepreßt, ihm antwortete, sie sah, daß sie Beide sich umschlangen, die freien

Hände vereinigten und sie gefaltet gegen Himmel emporhoben.

Weiter sah sie nichts, weil das Mitgefühl einen Thränenflor um ihre Augen wob. Ergriffen wankte sie weiter. Ein stilles Gebet auf den Lippen — ein Gebet zu Gott um Ruhe für die armen gequälten Herzen.

Während sie dahin ging, senkte sich die Sonne tiefer. Die Schatten der Dämmerung lagerten sich im Thale. Ein leichter Wind rauschte durch den Wald und machte, daß sich das geheimnißvolle Flüstern um die einsame Wanderin erhob, welches zwar nur ein Spiel der Blätter ist, aber dennoch die Phantasie des Menschen so mächtig erregt. Der klagende Ruf eines Uhu drang durch das Dickicht zu ihr und erschütterte in banger Ahnung ihre Seele. Die Vögel suchten unter leisem Gezwitscher die Ruhe — das Licht des Tages wollte schwinden!

Da schallte ein Schuß, ein einziger dröhnender Hall, vom Echo wiederholt und weiter getragen, durch das stille Thal, in demselben Momente, wo Josepha die Namen „Aegyd und Margot“ geflüstert hatte. Ein einziger, dröhnender Hall — aber weder Emmy noch Josepha und Lothar waren zweifelhaft, was dieser Hall bedeute. Während Emmy schaudernd stehen blieb und nicht den Muth hatte umzukehren, während Josepha mit einem Weheruf zusammenbrach, während dessen stürmte

Lothar, eingedenk der Schuld, die er an diesem tragischen Ausgange eines Liebeslebens trug, verzweiflungsvoll hinauf zur Stätte der That, die eine vernichtende Anklage für ihn enthielt.

Wollen wir ihm folgen und den Irrenden voll liebenden Erbarmen's eine Thräne der Verzeihung weihen, obwohl sie Gott in seiner Gnade vorgegriffen haben?

Wollen wir Lothar's unendlichen Schmerz belauschen, womit er die betrachtete, die ein Opfer seiner kalten Vernunftpredigten waren?

Dicht an einander geschmiegt, saßen sie, an die Felswand gelehnt, da.

Ueber ihnen, vom letzten, allerletzten Sonnenstrahle beleuchtet, prangte die Inschrift, mit ehernem Finger dem harten Gestein eingeprägt:

„Espérance en Dieu!“ Auf ihren Gesichtern lag der Friede, die Hoffnung auf Gottes Güte und die Gewißheit ihrer ewigen Vereinigung!

Was sie der Welt mit ihrer That hatten abtrotzen wollen, das war gelungen!

Sie waren vereint. Wer konnte sie nun noch trennen?

Ausgestattet mit Allem, was die Natur Schönes und Edles in den Menschen legt, vernichtete der brennende Hauch einer reinen, aber zu ideal gespannten Liebe

das Dasein dieser beiden Wesen, die als Zierden ihres Geschlechtes galten.

Sie hatten es verschmäht, durch Klagen und Seufzen ihr Schicksal zu ändern — sie waren milde genug, Niemanden der Härte anzuklagen und hatten unter dem Schleier ihrer Herzensgluth der Täuschung sich hingegeben, daß sie ein Recht hätten, das Leben vereint abzuwerfen, was ihnen eine unerträgliche Last geworden sein würde nach jener Minute des Wiedersehens, worin die Flammen aus der Asche neu hervorschlugen.

Margot hatte mit fester Hand die Waffe auf das Herz gepreßt, das für den Geliebten nicht mehr pochen durfte, wenn es nicht in jedem Pulsschlag einen Meineid begehen wollte. Die Waffe war von ihrer eigenen Hand abgedrückt und hatte ihre Schuldigkeit gethan.

Mit dem Herzblute, das ihr weißes Gewand überströmte, hatte sie den Fehlgriff gesühnt, der sie zur Gattin eines Andern gemacht — mit diesem Herzblute war sie rein und unentweiht wieder sein eigen geworden.

Lothar lag auf den Knieen vor der Schwester, starr und unbeweglich, bis die Menschen aus dem Schlosse herbeikamen, um Hülfe anzubieten.

Herrisch wies er sie zurück. Er wollte allein sein mit den Todten.

Die Nacht legte sich dichter auf die Fluren.

Lothar saß noch immer bei Denen, die ohne Klage ihr Leben ausgehaucht, um nicht getrennt zu werden. Unverwandt hing sein Blick an dem schönen Gesichte Margot's, gleichsam darauf hoffend, daß sich dieser Mund noch einmal öffnen werde, um ihm Vergebung zuzuflüstern.

Die Nacht wurde schauriger. Ein schmaler Mondstreifen leuchtete kaum so viel, daß man die nächsten Gegenstände sehen konnte.

Lothar lehnte sein Haupt an die Kniee seiner todten Schwester, und der Schlummer, den er in treuer Wacht von seinen Augen fern halten wollte, schlich ganz unvermerkt über seinen müden, abgequälten Geist.

Mitternacht kam heran. Scharf zog die kühlere Nachtluft über die Felsen hinweg. Losgerissen von allen Schmerzen der Welt, einem lieblichen Phantasiegebilde der Zukunft im Traume dahingegeben, glücklich in den Ahnungen eines Herzenslebens, das über Tod und Grab hinaus besteht, so verlassen wir Lothar, um die Wirkungen des Schusses nach allen Richtungen zu verfolgen.

Eilftes Capitel.

In der Heimat.

Frau Dorsak hatte die Freundin ihrer Tochter bis unter die Veranda hinausbegleitet und blieb nach dem eiligen Abschiede derselben eine Weile stehen, den bekümmerten Blick nach Josepha aussendend.

Es war die Zeit des Sonnenunterganges und sie hatte Veranlassung gefunden, Josephen's zarte Constitution vor dem schädlichen Einflusse des starken Abendnebels bewahrt zu wissen.

Ueberhaupt war ihre Seele voll Trauer über die Ereignisse, die das Wesen ihres Kindes in Aufruhr gebracht und den Frieden dieses Kindergemüthes gestört hatten.

Josepha war glühend vor innerer Begeisterung am Abend zuvor nach Hause gekommen und hatte in phantastischer Erregung die Wiedersehensscene mit Margot erzählt, welche mit dem Erscheinen Aegyd's schloß.

Frau Dorsak gestand es sich selbst sehr gern zu, daß

sie die Exaltation ihrer Tochter natürlich fände, allein im Grunde ihres Herzens zürnte sie über die Wärme, womit das junge Mädchen an Margot dachte und von ihr sprach. Jetzt stand sie und sah vergeblich nach ihr aus. Im Thale dämmerte es schon. Sie hatte Josepha gebeten, die Klippe nicht zu besuchen und zeitig heimzukommen. Josepha zeigte sich dieser mütterlichen Bitte nicht gehorsam. Der Thau fiel, die Schatten verdunkelten sich und sie kam nicht heim.

Aber es wartete der harrenden Mutter eine andere Freude, die für den Augenblick alles Andere in den Hintergrund drängte.

Auf der Landstraße, dicht neben dem Meierhofe vorbei, sprengte ein Courier, der hinauf wollte zum Hohensteiner Schloß. Eine Minute gab er sich Zeit, um den rasenden Galopp seines Pferdes zu hemmen und der Besitzerin der Meierei zuzurufen:

„Frau Dorsak — mein alter Baron kommt gleich heran — Ihr Sohn ist mit ihm!“

Fort war er, die Dorfstraße hinauf, verschwunden wie eine Spukgestalt.

Was kümmerte das aber ein Mutterherz, welches erfährt, daß es den Sohn, der Jahre lang fern gewesen ist, wieder haben soll.

Zitternd vor Verlangen blieb sie stehen und horchte

in die Ferne hinaus, ob kein Wagen daherrolle. Nichts regte sich!

Hätte denn wirklich nur ein Spuk sie geäfft? Eine halbe Stunde verging, ihr war es ein halbes Jahrhundert, aber der Wagen des alten Baron blieb aus. Einmal ganz in der Ferne war es ihr wie Peitschenknall und Pferdegetrab, dann trat wieder Todtenstille ein.

Aber ein Wanderer, leicht und luftig gekleidet, ein Hündchen neben sich, dessen Fell nur leicht von feinen wolligten Haaren bedeckt war, schritt neben der Einhegung der Wiesen entlang und richtete sein Auge schon lange auf die Frau, die, abgewendet von ihm, nach der Landstraße schauete.

Es war im Moment, wo der letzte Sonnenstrahl die Klippe traf, als dieser Wanderer die Frau umschlang und das Hündchen zutraulich an ihr hinaufsprang.

„Mein Sohn! Mein Vincent!“ das war Alles, was sie stammeln konnte.

Da dröhnte der Schuß durch das stille Thal und das Echo gab ihn verstärkt zurück.

„Was war das? fragte Frau Dorsak, aus der Umarmung ihres Sohnes auffahrend.

„Was wird es sein, mein Mütterchen“, sprach Vincent in voller Heiterkeit. „Man empfängt den Ba-

von Hohenstein, der hinter dem Dorfe hinauf gefahren ist."

Beschwichtigt durch diese Auslegung des befremdlichen Knalles, gab sich Frau Dorsak ihrer Freude auf's Neue hin. Mit strahlenden Augen musterte sie den Jüngling, den sie als Knaben entlassen hatte. Wie war er männlich, wie war er kräftig, wie war er schön geworden. Was würde Josepha sagen?"

„Josepha!" rief sie bei diesem Gedanken laut aus. „Ich muß nach Josephen sehen — sie muß in der Nähe sein — komm mit hinaus, mein Vincent, daß wir sie suchen!"

Vincent war gern bereit. Seine Sehnsucht, die fremd gewordene Schwester zu sehen, trieb ihn hinaus in die Dämmerung, bevor er noch die Schwelle seines mütterlichen Asyles betreten hatte.

Mutter und Sohn, in zärtlichem Geplauder, schritten am See dahin, immer ausschauend nach der Tochter, die dies Glück theilen sollte. Lange gingen sie vergeblich. Endlich führte der Instinct des kleinen Bolognesers zum Ziele. Dieser lief voraus und blieb kläffend auf der Matte stehen, die am Fuße der Hohensteiner Klippe lag.

Da fanden sie Josephen, wie sie mit irren Blicken hinaufstarrte, den Kopf an den Eichbaum gelehnt, dessen Stamm sie umfaßte. Frau Dorsak eilte auf sie zu.

„Um Gotteswillen, mein Kind, meine Josepha, was ist geschehen?“ fragte sie, bang athmend.

„Sie haben sich erschossen, sagt Lothar“ — flüsterte das Mädchen geisterhaft leise.

„Allmächtiger Gott! Wer hat sich erschossen? Aegyd und Margot?“ schrie die Mutter entsetzt. Jetzt endlich brach das Mädchen in Thränen aus, die den Starrkrampf ihrer Brust löseten.

Vincent hatte bis dahin ruhig dabei gestanden. Der Anblick seiner Schwester ergriff ihn mächtig, aber er sah ein, daß der Moment ihres Wiedererkennens überwältigend auf dies zarte Wesen wirken könne; darum beherrschte er seine Empfindung und trat in die Rolle eines gleichgültigen Begleiters, als seine Mutter Anstalt traf, das ganz darniedergeschmetterte Kind nach Hause zu führen.

Josepha aber blickte plötzlich in sein Gesicht. Ihr Auge erweiterte sich.

Die Thränen stockten. Der Glanz einer unaussprechlichen Freude durchzuckte die schwermüthigen Mienen.

„Ich kenne Dich — Du bist Vincent — o mein Gott, ich habe ja einen Bruder, der mich lieben wird!“ sagte sie, stolz auf ihn blickend. „Wo kommst Du her?“ fragte sie, an ihn geschmiegt, gleichsam hinweg=

gehoben über das furchtbare Ereigniß, das sie erschüttert hatte bis in's Mark.

Vincent antwortete liebend, zartsinnig Alles übergehend, was die Erinnerung wecken könnte. So gingen sie zurück, umsprungen von dem lustigen Hündchen, allen Erfahrungen entrückt, die ihr Leben zu umdüstern gedroht hatten. Und die Mutter? O, sie pries sich im Stillen als die glücklichste Sterbliche, als sie im heimischen Stübchen saßen, als ihre beiden schönen Kinder voll Liebe und Güte sie umgaben und sie den Lohn ihres mühevollen Strebens in dieser Liebe erntete.

Mit tiefem Bedauern gedachte sie dabei des alten Baron von Hohenstein, der jetzt einsam in den prächtigen Hallen seiner Väter mit dem Schmerz kämpfen mußte. Ihm ward der Preis entrückt, den er im starrsinnigen Irrthume zu erreichen strebte, und wenn er auch mit diesem Enkel keineswegs den letzten seines Stammes begrub, so war doch die Lehre, die er noch an den Stufen des Grabes empfing, von der Art, daß sie seine übrigen Tage vergiften mußte.

Vincent nahm geflissentlich den Faden der Unterhaltung an sich. Er erzählte von den letzten Kämpfen, die er bestanden, schilderte lebhaft den alten Signor, aber Alles oberflächlich, ohne tiefer auf die Persönlichkeiten einzugehen, die sich stark dabei betheiligt hatten.

Diese Schilderungen gaben mehr ein Bild seines eigenen Seelenzustandes ab, als eine Charakteristik seiner Freunde, und dennoch eröffnete er damit eine Kette von Jugenderinnerungen in seiner Mutter. Sie durchlebte bei seiner Erzählung eine Zeit, die sie längst begraben wähnte, welche aber wieder aufzuerstehen die Macht hatte.

Josepha war eine liebenswürdige Zuhörerin. Ihre lebhafte Phantasie befähigte sie, sich in diese fremde Welt hineinzudenken, und sie zeigte dies so willfährig, daß Vincent nicht ahnen konnte, welch' ein zuckender Schmerz sie bei der leisesten Erinnerung an Margot durchschauerte. Ihm erschien sie als ein Kind, das nur für einige Momente durch ein tragisches Ereigniß erschüttert worden war.

Dieser Wahn zerrann noch am selben Abend, als die Mutter auf einige Zeit das Zimmer verließ. Josepha war wie umgewandelt, so wie sich die Thür hinter ihr schloß. Eine matte, traurige Miene nahm Platz auf ihrem Gesichte, der Glanz ihrer Augen erlosch und sie überließ sich ohne Scheu jener Zerstreutheit, die ein Beweis von einem beunruhigten Herzen ist.

Vincent übersah dies keinen Augenblick, und es machte ihn bestürzt. Schon wollte er fragen danach, da kam sie ihm in ihrer rührenden Offenherzigkeit zuvor.

Sie legte plötzlich ihre Arme um seinen Hals, drückte ihre Stirn an seine Wange und sagte mit wehmüthigem Tone:

„Ach, Vincent — sage mir, hast Du das Leben lieb? Es ist doch recht schwer zu ertragen mit seinen Schmerzen, mit seinen Hoffnungen und mit seiner Sehnsucht!“

Vincent drückte sie herzlich an sich. „Hast Du schon so trübe Erfahrungen gemacht, mein armes Kind?“ fragte er gütig. „Sei nur geduldig! Alles was Verwundendes im Leben liegt, findet auch seine Heilkraft darin. Die Schmerzen werden von der Zeit gemildert. Die Sehnsucht ist der Puls unseres Lebens und die Hoffnung seine Tragekraft. Sei nur geduldig, aus manchem Schmerze keimt unser Glück!“

„O, wenn dies wahr wäre?“ flüsterte sie innig vor sich hin.

„Hast Du Dein Herz schon vergeben?“ forschte Vincent, immer mehr befremdet von ihrem seelenvollen Trübsinn. Warum hast Du kein Vertrauen zu Deiner Mutter, warum heuchelst Du frohe Laune in ihrer Gegenwart?“

„Sie hat mich hart getadelt, weil ich Margot lieb gehabt — ich sollte sie vermeiden — nun ist sie todt!“

„Armes Kind!“ sprach Vincent mitleidig. „Du sehnst Dich nun nach ihr?“

„Ich möchte sie noch einmal sehen — o, Vincent — ich möchte sie sehen als die Braut, als die Vermälte ihres Geliebten! Ich war ein Kind, als sie in meiner Gegenwart sich Treue schworen, aber ich hatte die Worte vergessen, die sie so oft, so sehr oft aussprachen. Heute als Lothar sagte „sie haben sich erschossen!“ da fielen sie mit Flammenschrift in mein Gedächtniß zurück.“

„Und sie lauten?“ fragte Vincent bewegt.

„Für alle Ewigkeit vereint! Ich möchte sie sehen, nun sie vereint sind. Führe mich morgen zu ihnen!“

„Und wenn sie dennoch auch im Tode getrennt würden“, sprach der Bruder voll Erbarmen. „Wenn der Baron Hohenstein seinen Enkel schon jetzt nach den Hallen seines Schlosses hätte bringen lassen, und wenn Margot im Gewölbe der Kleineckburg ihre Ruhestätte fände?“

Josepha schlug beide Hände vor's Gesicht. „Das wäre hart! Gott wird das nicht dulden! Aber auch dann möchte ich Margot noch einmal sehen!“

„Ich verspreche Dir, Du sollst sie sehen!“ antwortete Vincent. „Nun aber sei ruhig und vertraue Deiner Mutter wieder. Sie meint es gut!“

Zwölftes Capitel.

Eine Entlarvung.

Nachdem Emmy den ersten schaurigen Eindruck überwunden hatte, den eine solche That zu machen pflegt, kam ihr Bewußtsein zurück, und sie eilte mit stark klopfendem Herzen dem alten Schlosse zu, um von dort Hülfe zu holen. Ihr Vater, von dem Schusse aufgeschreckt, kam ihr schon entgegen. Einige Knechte folgten. Sie Alle hatten bemerkt, daß zwei Pistolen abgefeuert wurden, die in ganz geringer Abweichung zusammen losgegangen waren. Dadurch hatte sich die Idee eines Duelles gebildet und man wollte die Stelle aufsuchen, wo es vorgefallen sein konnte.

Die Nachricht, die Emmy ihnen gab, erweckte einen allgemeinen Jammer. Fort eilten die Männer, als könne ihre Eile noch helfen. Emmy aber schlich wie gelähmt zu ihrer Mutter, um ihr dies tragische Ereigniß schonend beizubringen. Diese dachte zuerst an den furchtbaren Schmerz der alten Masselott.

„Verhehlen wir um Gotteswillen dies Unglück, so lange wir können, sonst haben wir Leichen über Leichen", jammerte die Frau Administrator. „Sie überlebt den Jammer nicht!"

Emmy stimmte ihr sogleich bei. Sie verhehlte es sich nicht, daß die abgöttische Liebe der Französin für Margot sie in ein Verhältniß zu derselben gebracht hatte, wo jede Faser ihres Herzens erschüttert werden mußte, wenn sie diesen Tod erfuhr. Aber der Gast der Bonne mußte es wissen, damit er für alle Fälle seine Maßregeln danach nehmen konnte, wenn der Zufall seinen geheimen Aufenthaltsort gefährden sollte. Die vermehrte Unruhe im alten Schlosse machte dies wahrscheinlich. Bald kam ihr Vater wieder heim und meldete den Entschluß Lothar's, „allein mit den Todten bleiben zu wollen!"

Ein heißes Erbarmen mit diesem Bruderschmerze erfaßte Alle, die das hörten, und man fragte sich, wohin das führen werde?

Noch ganz erfüllt von der Unruhe darüber, ging Emmy endlich zur Mademoiselle, um ihr Abendessen anzuordnen.

Welch' ein Abstand zwischen diesen Gemächern, worin die ungestörteste Ruhe herrschte und zwischen dem Gewirr von Klagen und Fragen draußen.

Emmy vermochte kaum die nöthige Fassung zu behalten.

Wer malt aber ihr Entsetzen, als die Bonne sich plötzlich kerzengerade im Sessel aufrichtete und mit scharfer Stimme fragte:

„Ist etwa die Gräfin Toska im Begriffe abzureisen? Ich hörte dergleichen reden, doch verstand ich es nicht recht.“

Entschlossen, aber dennoch einen hülfeflehenden Blick auf Fedor werfend, der gleichmüthig im Sopha lehnte, antwortete Emmy: „Ja, ich glaube!“

„Kommt Gräfin Margot nicht noch einmal zu mir?“ fragte die alte Dame weiter.

„Ich glaube nicht! Sie ist hier gewesen und hat Sie schlafend gefunden!“ Ihre Stimme zitterte, als sie hinzufügte: „Sie wird Ihre nächtliche Ruhe nicht stören wollen!“

„Margot ist immer ein Engel an Güte gewesen“, sprach die Bonne. „Was thut es denn auch, ob ich sie mit meinem leiblichen Auge noch wiedersehe, da sie ewig und unverändert vor meinem geistigen Auge steht. Grüßen Sie die Gräfin von mir noch viel tausendmal!“

Jetzt brach Emmy's ganze, mühsam erhaltene Fassung zusammen.

Selbst dem gleichmüthigen Fedor wurde es deutlich,

daß hier ein Schmerz unterdrückt werde, der im Zusammenhange mit seiner Schwester stand.

Er folgte unverzüglich dem kaum bemerkbaren Winke Emmy's, als diese in sichtlicher Eile sich wendete, um das Gemach zu verlassen.

Draußen im Entresol erwartete ihn das junge Mädchen. Sie zog ihn zitternd in ein kleines, dunkles Kämmerchen, worin die Brennmaterialien für die Bonne aufbewahrt wurden, schloß die Thür ohne an die Vorschriften der Sitte zu denken und sagte, athemlos vor Aufregung, ganz leise:

„Großer Gott! Welch' ein entsetzlicher Tag! Denken Sie, daß die Dame, die ich grüßen soll, schon die Grenzen der Ewigkeit überschritten hat!“

Fedor faßte die Schultern des Mädchens, um sich zu halten.

„Wer? Wer?“ stieß er hervor, laut, leidenschaftlich und heftig, alle Vorsicht vergessend bei dieser ungeahnten Nachricht.

„Ruhig! Man kann Sie hier hören!“ beschwichtigte ihn Emmy. „Die Gräfin Toska — sie hat sich zusammen mit dem Baron Aegyd den Tod gegeben!“

„Meine Schwester? den Tod gegeben — o meine Ahnung — meine Ahnung, als sie von mir schied!“ jammerte Fedor.

„Nicht Ihre Schwester —“ erklärte Emmy, noch immer im Wahne Vincent Dorsak vor sich zu haben. „Wie sollte Josepha mit Aegyd zusammen kommen! Gräfin Margot hat sich mit Aegyd von Hohenstein erschossen!“ fügte sie ein wenig ungeduldig hinzu.

„Gräfin Margot ist aber meine Schwester!“ entgegnete Fedor eben so ungeduldig.

Emmy fuhr zurück von ihm, so weit sie konnte und stieß gleichzeitig die Thür auf, um zu entschlüpfen.

„Was haben Sie gedacht, wer ich bin? O meine Schwester —“

„Ich glaubte —“ stammelte das Mädchen — „Vincent Dorsak — verzeihen Sie —! O hätte ich dies geahnt, so würde ich Ihnen das Unglück schonender mitgetheilt haben.“

„Davon bin ich überzeugt!“ erwiderte Fedor, treuherzig ihre Hand fassend. „Nein, liebe Emmy — ich bin Fedor Wöllner! Mein Geheimniß wird schwerlich länger bewahrt werden können, also mögen Sie es zuerst wissen. Glauben Sie nur nicht, daß mich ein Verbrechen zu diesem Comödienspiel gezwungen hat. Es würde mir weh thun, von Ihnen falsch beurtheilt zu werden.“

„Weiß Ihr Herr Bruder von Ihrem Hiersein?“ warf Emmy eilig dazwischen. „Nein? Soll ich ihm melden, daß Sie hier sind?“

„Nein, nein! So lange ich kann, muß ich mein Versteck beibehalten," unterbrach er sie.

„Sagen Sie mir vor allen Dingen das Nähere über unser Unglück. Wo geschah es?"

„Auf der Klippe. Ihr Herr Bruder hält Wacht bei den Todten!"

Fedor verhüllte schaudernd seine Augen. Thränen rieselten über seine Wangen. Der große, starke Mann erschien wie vom Fieber geschüttelt in seinem Schmerze.

Emmy stand schweigend neben ihm. Ihr Herz, durchaus nicht gleichgültig gegen den, welchen sie ebenbürtig mit sich geglaubt hatte, entbrannte in heißer Theilnahme. Sie flüsterte ihm mit weicher, liebkosender Stimme Worte des Trostes zu.

„Ja, ja!" fuhr er auf aus seiner Betäubung, „sie ist glücklich! Sie ist glücklich — aber wir? Unsere Mutter, o Emmy, und unsere alte, gute Bonne! Sie stirbt vor Schmerz!"

„Deßhalb hütete ich mich, meine Trauer zu zeigen. Fassen Sie sich, gnädiger Herr" — bat sie, ruhiger werdend. „Ersparen Sie der alten Dame dies fürchterliche Leid — ihre Tage sind ohnehin gezählt."

„Ich will Ihnen folgen," entgegnete Fedor dumpf. „Aber ich möchte meinen Bruder doch sehen — könnte ich nicht zu ihm? Ist er allein auf der Klippe?

„Ja. Er wollte allein sein mit den Todten!“ flü-
sterte das Mädchen in wieder ausbrechender Wehmuth.

„Wollen Sie mich zu ihm geleiten, Emmy?“ fragte Fedor mit plötzlichem Entschlusse.

Emmy stutzte. Ihr jungfräulicher Instinct hatte sie schon jetzt vor einer Vertraulichkeit gewarnt, die durch nichts mehr geheiligt erschien, seitdem sie wußte, daß dieser Mann nicht der Bruder ihrer Freundin war.

„Sie sind bis dahin so gütig gewesen,“ setzte Fedor bittend hinzu. „Ich bin viel zu wenig vertraut mit den Waldwegen hier, als daß ich allein zur Klippe fände.“

„Gut, ich will Sie führen, gnädiger Herr“, antwortete das Mädchen. „Aber es ist der letzte Dienst, den ich Ihnen ohne Bewilligung meiner Eltern leiste. Mein Gewissen erlaubt es nicht länger, Geheimnisse von so schwerer Bedeutung vor meinem Vater zu haben. Suchen Sie sich zu fassen und kehren Sie zur Mademoiselle zurück. Nehmen Sie unter irgend einem Vorwande die Gelegenheit wahr, sich später zu Bett zu legen, als sie. Eher als gegen Mitternacht kann ich Sie nicht hinab zur Klippe geleiten und ich wage wirklich viel, sehr viel, mein gnädiger Herr, daß ich's thue. Sollte dadurch irgend ein Makel auf mich fallen, so fordere ich, daß Sie sich decouvriren und ich durch diese Erklärung in den Augen meiner Eltern gerechtfertigt werde.“

Fedor reichte ihr stumm die Hand. Sein Händedruck war ihr ein Versprechen und ein Dank zugleich. Sie schieden.

Fedor ging zurück zur Bonne, die mit weit offenen glänzenden Augen ihm entgegen sah.

„Haben Sie meinen Engel nochmals gesehen?“ fragte sie lebhaft.

„Noch nicht, Masselottchen“, antwortete der junge Mann. „Es ist noch zu lebhaft im Hofe. Geh' zu Bett, gute Bonne — vielleicht versuche ich nachher zu ihr zu gehen!“

Es hatte gewiß seiner ganzen männlichen Kraft bedurft, um diese Antwort so gleichgültig wie möglich hervorzubringen. Bei den letzten Worten sank seine Stimme bis zum undeutlichen Murmeln.

„Guter Fedor“, entgegnete die Masselott tröstend, „sie kommt ja wieder! Ich werde dann schlummern, um nicht wieder aufzuwachen — aber Sie? — Sie werden sie glücklich sehen.

O, wie schwoll dem Armen das Herz! Er hätte, wie in seinen Kinderjahren, Schutz vor der Qual, die ihn peinigte, bei der alten Erzieherin suchen mögen. Schnell beugte er sein Gesicht, damit sie nichts von seinen Empfindungen gewahre, tief nieder.

„Ja, ich werde sie glücklich sehen!" murmelte er gebrochenen Tones.

Mademoiselle sah und ahnte nichts. Sie ging freundlich auf den Vorschlag ein, sich früher als ihr Zögling zur Ruhe zu begeben. Fedor blieb dann allein.

Er wußte wohl kaum wie lange er im traurigen Brüten über das schwere Schicksal, das seine Familie betroffen, zugebracht hatte, als endlich die Thür des Entresols geöffnet wurde, und Emmy mit bleichem, übernächtigen Gesichte erschien, um ihn abzuholen.

Stumm, wie an dem Abende, wo sie ihn hineingeleitet hatte, geleitete sie ihn auch hinaus. Eine scharfe, frische Luft umfächelte sie, als sie lautlos auf dem Wege dahinschritten. Emmy muthig voran, Fedor ihren Fußtapfen folgend.

Das dämmernde Licht der kurzen Sommernacht wurde noch von einem schwachen Mondlichte unterstützt, so daß die beiden Wanderer ohne Gefahr bis zu den Felsenstufen kamen, wo der Weg schwieriger wurde.

Rathlos blieb Emmy hier stehen. Entweder sie mußte Arm in Arm mit Fedor die Stufen erklettern oder sie gab ihn der Gefahr preis, durch einen Fehltritt in die schwindelnde Tiefe zu stürzen. Das Geländer bot wohl für eine Passage am Tage ausreichenden Schutz,

aber keineswegs für das nächtliche Dunkel, wenn man nicht mit dem Wege vertraut wär.

Sie entschloß sich kurz, auch dieser Vertraulichkeit die Stirn zu bieten, da sie sich der reinsten Absicht bewußt war.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, gnädiger Herr," sagte sie ernst. „Ich muß neben Ihnen gehen, um Sie sicher führen zu können." Er that es und sie kamen glücklich hinauf. An der Felsenecke ließ sie Fedor los, wendete sich, stieg einige Stufen wieder hinab, setzte sich dort nieder und wartete bescheiden, bis er wieder kam.

Dreizehntes Capitel.

Die Brüder.

Lothar befand sich noch in derselben Stellung, wie wir ihn verlassen haben.

Er glich einem Schlafenden, aber seine Sinne waren alle wach. Der Schritt seines Bruders drang sogleich an sein Ohr, so wie er um die Felsenecke trat, und er fuhr empor, mit kampfbereiten, glühenden Blicken um sich schauend.

Sein Auge traf auf Fedor. Als sähe er einen Geist vor sich, so starr und ungläubig musterte er ihn. Dann öffnete er die Arme und beide Brüder, von tiefer, leidenschaftlicher Trauer erfaßt, umschlangen sich. Was auch durch entgegengesetzte Lebensansichten zwischen ihnen gestanden haben mochte, es verschwand vor dem gemeinsamen Gefühle des herben Verlustes.

„Wo kommst Du her, Fedor?“ fragte endlich Lothar, mit Anstrengung seinen Schmerz beherrschend. „In Berlin sagte man mir, Du seiest nach England.“

„Ich habe hier bei unserer Bonne ein Versteck gesucht,“ murmelte beinahe unverständlich sein Bruder. „Als ich hörte, Du hieltest allein hier Wacht, da konnte ich nicht widerstehen zu Dir zu eilen und wenn es mein Leben gekostet hätte. Lothar — unsere liebl'che Schwester!“ schluchzte er schmerzvoll laut auf.

„Willst Du sie sehen?“ fragte Lothar, sich herumwendend, damit er Platz gewinne.

„Nein!“ sprach Fedor, schaudernd wegtretend. „Nein, ich will das Bild in der Seele behalten, das ich Nachmittags von ihr empfing, als sie mich schlafend glaubte und mich segnend verließ. Ich bin ein anderer Mensch geworden von diesem Augenblicke an, mein Bruder. Die Schleier fielen von meinen Augen und ihr Tod hat meine Entschlüsse besiegelt. Ich will fort, mein guter Bruder. Noch heute Nacht, damit ich nicht neues Unheil über Euch bringe. Ich will nach Amerika auswandern, schaffe mir nur die Mittel dazu. —

„Bleibe ruhig hier, denn hier bist Du am sichersten, Fedor! Man sucht Dich gar nicht hier, sondern glaubt Dich mit Wethof und Lengner in London. Für einige Tage behalte Dein Versteck bei. Weiß die Masselott nichts? unterbrach er sich selbst.

„Auf Emmy's Rath habe ich es ihr vorenthalten!“

„Sehr vernünftig von Emmy!“

„Sie hat mich hergeführt und wartet meiner. Ein festes, charaktervolles, vortreffliches Mädchen!“ Lothar nickte beistimmend, sah aber tiefsinnig und zerstreut vor sich hin.

Dadurch erhielt Fedor Gelegenheit sein todtenblasses Gesicht zu betrachten. Er legte kummervoll seinen Arm um ihn und sagte:

„Warum bist Du hier, Lothar? Du bringest Deine Gesundheit in Gefahr, blos der romantischen Idee wegen hier Wacht zu halten!“

„Bin ich Dir jemals als ein Theaterheld erschienen, Fedor?“ fragte Lothar ernst. „Habe ich der Sentimentalität gehuldigt? Nein, mein lieber Bruder, nicht einer sentimentalen Schwärmerei wegen halte ich Wacht bei den Todten, sondern weil es meine Pflicht als Bruder gebietet. Mit meinem Leben gedenke ich das Recht, welches sich Margret durch ihren Heroismus erworben hat, zu vertreten. Sie sind vereint — keine Macht der Welt soll sie aber nun auch trennen und müßte ich hier mit den Leichen zusammen untergehen! Hier sollen sie ruhen! Vereint in einem Grabe, gebettet in einem Sarge! Meine Befehle dafür sind dem Administrator schon gegeben. Glaubst Du, der stolze, harte Baron Hohenstein werde den Enkel seiner Ahnengruft entziehen lassen?“

„Nein, nach den gemachten Erfahrungen wird er

Aegyd uns abfordern, wenn er des Unglückes erst kundig geworden ist," meinte Fedor bedenklich.

„Oder er wird vielmehr unsere Schwester ausweisen aus seinem Gebiete, denn wir stehen hier auf seinem Grund und Boden! Es soll ihm nicht gelingen, nichts, gar nichts soll ihm in dieser Sache mehr gelingen. Margot und Aegyd werden vereint hier eingesenkt, und mein Leben zum Pfande, daß ich Mittel finden werde, ihnen eine ungestörte Ruhe zu verschaffen. Bis Alles vollendet ist, weile ich hier, Fedor. Ist mein Werk gelungen, so überlegen wir, was für Dich gethan werden muß. Mit dem ersten Morgengrauen erwarte ich die Steinhauer; die ich habe aufbieten lassen. Sorge Dich nicht um mich. Emmy ist mein wie Dein guter Geist, denn sieh, sie sendete mir Decken und Stärkung hieher. Was sie an uns gethan, müssen wir ihr fürstlich lohnen! Nun gehe heim! Dein Besuch ist mir tröstlich gewesen. Komm, daß ich Dich hinabführe zu dem liebenswürdigen Mädchen — ich will ihr die Hand drücken für ihr großmüthiges, furchtloses Handeln."

Er faßte seines Bruders Arm und leitete ihn vorsichtig um die Ecke herum.

„Sieh," flüsterte er und sein Ton klang sonderbar unheimlich, „wie schwindelnd tief diese Kluft — zerstöre die Stufen, so steht dieser Felskoloß unerreichbar da von

Kleineck aus. Eben so verhält es sich mit der Verbindung jenseits. Einige Felsstücke, hineingekeilt von der Naturgewalt — geglättet von menschlicher Kunst zum Passiren. Sollte alles das unzerstörbar sein, mein Bruder?"

„Du hast düstere Pläne, Lothar!" rief Fedor bestürzt. „Schone Dein Leben — ich beschwöre Dich beim Andenken an unsere Margot!"

„Ruhig — ruhig! Mein Leben wird nur gefährdet, wenn die Gewalt eintritt!" sprach Lothar. „Ich weiche keiner Macht, und mein heiligster Schwur fesselt mich hier bis mein Werk vollendet ist. Scheitert es an dem Eigensinne und an der Herrschsucht des alten Barons, so vollendet es wenigstens mein Tod. Das sei Dir genug!"

Emmy, von den Stimmen der Sprechenden belehrt, daß ihr peinliches Warten ein Ende habe, erhob sich und schritt den Kommenden entgegen.

Lothar ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. „Gutes, liebes Mädchen!" flüsterte er. „Führen Sie ihn sicher wieder hinüber. Haben Sie Nachricht vom Hohensteine? Noch ließ sich Niemand von dort her sehen."

„Ich fürchte, das kommt bald," meinte Emmy. „Ich sah vom Abhange flüchtig hinauf zum Schlosse. Es ist stark erleuchtet. Sollte das nicht ein Zeichen sein, daß

der alte Baron schon angekommen ist. Sein Amtmann erwartete ihn schon gestern."

„Gut! Ich bin gerüstet!" rief Lothar begeistert. „Nur noch wenige Stunden und ich erwarte die Botschaft des stolzen Nachbarn mit gewaffneter Hand. Empfehlen Sie Ihrem Vater Eile!"

„Es ist Alles schon besorgt, gnädiger Herr. Die Leute erscheinen mit dem Morgengrauen — das Pulver liegt bereit — der Sarg wird fertig sein!"

Ein Gefühl, gemischt aus Trauer, Begeisterung und Triumph, durchzuckte die Brust Lothar's. Er küßte seinen Bruder, drückte sehr warm des jungen Mädchens Hände und kehrte zu seiner traurigen Pflicht zurück.

Vierzehntes Capitel.

Der Wahn der Reue.

Ueberall lagerte die feierliche Stille der Nacht. Die Bewohner des Thales, müde von der Aufregung des Gemüthes, welche durch das tragische Ende zweier Wesen erzeugt war, die nach ihren Begriffen weit glücklicher gewesen waren als sie, lagen im traumlosen Schlummer und vergaßen das Trübsal, das sie beklagt hatten. Auch im Meierhofe war Alles so weit zur Ruhe. Nur Frau Dorsak, von den mannigfaltigen Gemüthsbewegungen, die an diesem Tage auf sie eingestürmt waren, noch wach erhalten, stand am Fenster, beschäftigt mit ihrem Glücke, das ihr Streben gekrönt hatte, und mit dem Elend, welches über den Baron Hohenstein hereingebrochen war. Was hatte es ihm genützt, daß er seiner hochmüthigen Eingebung beharrlich gefolgt war? Da die Liebenden nicht zusammen leben konnten, so starben sie zusammen!

Ihr dämmerte die Ahnung auf, daß der alte

Herr von dem phantastisch excentrischen Charakter seines Enkels dergleichen gefürchtet haben mochte, weßhalb sonst sein beharrliches Reisen mit ihm? Was mußte er jetzt empfinden, da all' seiner Klugheit zum Hohne das arme, unglückselige Paar seiner Verfolgung entrückt war.

Von diesen Grübeleien schweifte sie wieder zu ihrem Glücke zurück. Ihr Sohn war da — er war jeder Verlockung und Versuchung entronnen — jetzt lag es ihr nun ob, ihre ganze Vergangenheit zu enthüllen. Eine schwere Pflicht, da sie den Vater ihrer Kinder nicht von Schuld freisprechen konnte und ihren eigenen Vater der grausamsten Consequenz anklagen mußte.

Sie war, wie sie meinte, im ganzen Hause noch allein wach, um so ungehinderter konnte sie sich in Erinnerungen vertiefen, die sie seit achtzehn Jahren sorgfältig vermieden hatte.

Schon mit dem Erscheinen des Herrn Engelbrecht Maltmann von Mörs hatte sich das Triebwerk ihres Gedächtnisses in eine gefährliche Lebhaftigkeit gesetzt, allein den Erzählungen ihres Sohnes war es vorbehalten gewesen, alle Wolken und alle Schleier von den früheren Begebenheiten zu entführen und den hellsten Lichtschimmer darauf fallen zu lassen.

Unwillkürlich drängte sich ihr in dieser heiligen

Nachtstille die Frage auf, ob sie anders hätte handeln können, als sie gehandelt hatte.

Nein! Sie mußte sich selbst das Zeugniß geben, nicht aus Eifersucht gehandelt zu haben, sondern den Befehlen eines Vaters gefolgt zu sein, eines Vaters, der seinen Namen durch einen Lebenswandel geschändet sah, wie er eigentlich damals zur Tagesordnung gehörte. Aber wenn sie das ganze Leben mit seinen Entbehrungen wieder hätte leben müssen, sie würde dennoch keinen andern Weg wählen, als di sen, den sie mit himmlischer Gewissensruhe gewandelt war.

Ob ihre Kinder derselben Ansicht sein würden?

Gewiß nicht! O sie hatte aus Josephen's leisen Klagen über die Freudlosigkeit des Lebens schon manchen bittern Tropfen eingesogen, seitdem sie ihre Tochter in die Vergangenheit blicken ließ. Es lag ein Mißton zwischen der Mutter und der Tochter, den die Erstere ihren Offenbarungen zuschrieb, obwohl mit Unrecht. Josepha trug eine geheime Sehnsucht im Busen, der sie in ihrer grenzenlosen Unschuld gar keine Deutung zu geben wußte. Weiter nichts!

Und Vincent? Auch hier schüttelte sie zweifelnd den Kopf. Sie hatte schon herausgefühlt daß sein Ehrgefühl einen Kampf gekämpft hatte, und es fragte

sich nun nur noch, in wie weit er darin verwundet worden war.

So grübelte sie einsam in der stillen Nacht, bis sich endlich ein Geräusch im Nebenzimmer hören ließ und Vincent ihr mit warmen Tone zurief:

„Du schläfst auch nicht, meine Mutter — komm, laß uns das vom Herzen abwälzen, was unsern Schlaf beeinträchtigen will.“

Ueberrascht wendete sich Frau Dorsak um, und sah ihren Sohn fest und prüfend an.

„Willst Du etwas von mir erfahren, Vincent, oder willst Du mir etwas vertrauen? Ich glaubte Dich längst zur Ruhe!“

„Hättest Du wirklich nicht bemerkt, daß ich unendlich mehr wußte und erlebt hatte, als ich, Josephen's wegen, zu erzählen für gut fand? Ich habe aber erst Deinem Urtheile das vorlegen wollen, was mir aus unserer geheimnißvollen Existenz klar geworden ist, ehe ich es Josephen zu Ohr brachte.“

Frau Dorsak wurde bleich. Die Stunde der Erklärung kam ihr unverhofft, und wenn sie auch, nach den Vorgängen der letzten Monate, fest entschlossen gewesen war, ihren Kindern die Vergangenheit zu enthüllen, und es ihrer eigenen Entscheidung zu überlassen, ob sie den Namen ihres Vaters wieder führen

wollten, so überfiel sie doch ein nervöses Zittern vor einer Entscheidung, die sie von ihnen trennen konnte, denn ihr Schwur erlaubte ihr nicht, je den Namen Bendler wieder zu führen.

„Kannst Du errathen, was ich Alles weiß“, fuhr während der Zeit ihres Gedankenfluges Vincent fort, „wenn ich Dir sage, daß ich in den Mauern der Stadtvoigtei einen Gefangenaufseher gesprochen habe, der meinem Vater beim Sterben zur Seite gewesen ist?“

Frau Dorsak sank machtlos auf einen Stuhl nieder. Das hatte sie nicht erwartet! Mit einer einzigen Frage stand die Vergangenheit in ihrer ganzen Blöße, ohne alle Beschönigung vor ihr. Ein Blick voll Vorwurf traf den Sohn, welcher es gewagt hatte, so rücksichtslos zu verfahren.

Vincent lächelte aber seine Mutter liebreich an. „Und dieser Gefangenaufseher gab mir sein Wort zum Pfande, daß meine Mutter eine brave Gattin und mein Vater nur ein schwacher und kein böser Mann gewesen sei. O Mutter, liebe Mutter, vor diesem Zeugnisse fielen die traurigen Zweifel, die ich Jahre lang gehegt hatte — Zweifel an Dir, Mutter, die Du keinen anderen Namen für Deine Kinder hattest, als den Deines eigenen Vaters!“

„Vincent!“ schrie die gequälte Frau auf.

„Es ist der einzige Vorwurf, den ich Dir zu machen habe, gottlob, der einzige Vorwurf, daß Du Deinem Sohne kein Vertrauen geschenkt hast, als es Zeit war.“

„Weißt Du nicht, daß ich durch einen Schwur gebunden war, dies nicht eher als im allerhöchsten Nothfalle zu thun?“ fragte seine Mutter.

Vincent küßte ihr die Hände. „Verzeihe mir meine Offenheit, aber Du warst ein Opfer der Idee, theure Mutter, daß „des Vaters Zorn versöhnen“ auch Gott versöhnen heiße.“

„Und bestreitest Du diese Ansicht?

„Ja! Jede Exaltation trägt etwas Unwahres an sich. Du verfielest in der Exaltation des übermäßigen Schmerzes einer väterlichen Anordnung, und dadurch bildete sich ein Wahn in Dir aus, der uns beeinträchtigte und Deine Ehre dem Gespötte und dem Zweifel preisgab. Den Namen Deines Gatten, den Namen Deiner Kinder durftest Du nie verläugnen. Diese Unterwerfung in den Willen Deines Vaters überschritt Deine eigenen Rechte, theure Mutter, denn sie übergab uns der Nichtachtung.“

„Glaubst Du eine größere Ehre in dem Namen Vincent von Bendler zu finden“, entgegnete Frau

Dorsak, stark aufgeregt, „so steht es Dir frei, ihn zu führen.“

„Um von Neuem die spöttischen Blicke auf mich zu lenken“, sprach Vincent gelassen. „Es thut mir leid, Dich durch meinen Tadel gekränkt zu haben, allein ich mußte Dir sagen, daß Du Deine Kinder der Welt gegenüber n eine schiefe Stellung gebracht hast und nur durch die größte Offenheit zwischen uns kann unser Verhältniß auf den Standpunkt gehoben werden, der zu unserer allseitigen Zufriedenheit führt. Weiß Josepha noch gar nichts von unserm frühern Leben?“

„Sie kennt die Beziehungen, worin ich früher zur Welt gestanden habe, aber sie weiß den Namen ihres Vaters noch nicht“, entgegnete Frau Dorsak etwas gedrückter als vorhin. Sie hatte keine Idee davon gehabt, daß ihre Kinder eine Verantwortung ihres Thuns und Lassens fordern konnten, aber sie war mit der Zeit zu besonnen und überlegend geworden, um nicht die Richtigkeit von Vincent's Behauptungen einzusehen.

„Wollen wir nicht morgen früh sogleich das zur Sprache bringen, was nothwendig zur Aufklärung ist“, sprach Vincent lebhaft. „Es ist das einzige Mittel, theure Mutter, um uns aus dem Schiffbruch idealer

Familienzustände in einen ruhigen reellen Familienhafen zu retten. Josephen's Wesen neigt sich zur Schwärmerei und Ueberspanntheit. Sie muß curirt werden, um glücklich zu sein, und dazu ist es nöthig, die Pforten der Vergangenheit zu öffnen. Einig mit einander müssen wir die bösen Geister bannen, die uns trennen können!"

„Ob wir nicht besser thäten, die bösen Geister nicht zu wecken?"

Vincent sah sie liebevoll an. „Gestehe es mir, mein Mütterchen, für Dich lag eine Poesie in dem Geheimnisse Deines Lebens, und Du fürchtest das Leben ohne diesen Phantasieschmuck schal zu finden?"

Frau Dorsak fühlte sich getroffen, aber doch nicht vollständig überwältigt durch diesen Vorwurf. Sie konnte lächeln darüber, daß ihr Sohn die Stütze ihres Handelns errieth, doch der Grund dazu lag viel tiefer und seiner Beurtheilung fern.

„Wer mit der Welt abschließt, Vincent, muß einen Ersatz in sich suchen, sonst geht er unter. Meine poetische Lebensanschauung half mir das überwinden, was mich zu Tode gepeinigt haben würde. Selbst der Martyrer schaut auf einen Punkt, der ihm einen Lohn seiner Qualen verheißt.

„Für mich lag ein tröstlicher Balsam in dem

Wahne, wie Du mein Selbstopfern nennst, Euch einen unangetasteten Namen zu vererben. Darum floh ich in eine Einöde und begrub mein weltliches Leben!"

„Wolltest Du konsequent zum Ziele gehen, so mußtest Du uns mit begraben und unserem geistigen Gedeihen die Krone ausbrechen. Rückschritte sind immer mit der Vernichtung verbunden. Warum machtest Du nicht einen Ackerknecht aus mir? Warum bildetest Du in Josephen nicht eine Magd, Dir zur Hülfe? Dagegen sträubte sich Dein Mutterherz, also hofftest Du auf eine Veränderung Deiner Lage und diese Veränderung war die Poesie, welche Deine eintönige Thätigkeit erklärte."

Frau Dorsak schwieg, weil sie, der Wahrheit gemäß, ihren Sohn nicht widerlegen konnte. In welcher Frau wäre auch wohl jemals die Eitelkeit auf Talent bis zur Wurzel auszurotten? Sie hatte mit Leidenschaft das in ihren Kindern fortgepflanzt, was ihr eine Zierde gewesen war. Wozu? Darüber hatte sie nicht eher nachgedacht, bis ihr Sohn es ihr erklärte. Nach einer langen Pause, die Vincent geflissentlich nicht unterbrach, hob sie ihr Auge zu ihm empor und blickte fest in das schöne offene Gesicht desselben.

„Du hast Recht, Vincent, wir wollen morgen Früh alle Schranken zwischen uns niederreißen. Ich

werde rücksichtslos und ohne Schonung die trüben Erfahrungen meines Lebens aufrollen. Hoffe nicht, mein Sohn, daß Du mich ganz tadellos darin finden wirst. Vielleicht wird es Dir dann erklärlich, wie leicht die Reue zu einem Wahne kommt. Ihr sollt Alles wissen, was geschehen ist — Ihr sollt jede Faser meines Herzens, jede Regung meiner Seele, jede Ueberhebung meines Geistes kennen lernen. Hoffe nicht, daß ich makellos aus dem verführerischen Leben hervorgegangen bin. Ich habe trotzig dem Urtheile der Edleren entgegen gestanden, habe dem Lobe mehr als dem Tadel Einfluß auf mich gestattet — genug, ich bin dem Verderben sehr, sehr nahe gewesen!"

„Wie alle gefeierte Frauen!" unterbrach sie Vincent mit Heiterkeit. „Du sollst Alles beichten, mein Mütterchen, damit Deine Kinder Dich vor der Welt vertreten können, wenn Zweifel und Argwohn sich regt. Was Du Dir als Fehl anrechnest, ist abermals ein Wahn Deiner Reue! Dafür erhältst Du Absolution von Deinen Kindern. Ich habe eine Garantie für Deinen Werth und sehe Deinen Memoiren mit freudiger Spannung entgegen."

Frau Dorsak verlor das Gespannte in ihren Mienen bei diesen Worten. Sie lächelte sogar, als sie fra-

gend wiederholte: „Eine Garantie? Wohl die Ehrenerklärung des Gefangenaufsehers?“

„Nicht allein die, sondern auch diejenige des geheimen Kabinetsraths Maltmann von Mörs!“ entgegnete Vincent pathetisch.

Frau Dorsak erröthete lebhaft. „Mörs? Hast Du ihn gesehen? Hast Du ihn gesprochen?“

„Er hat mich aus der Klemme gezogen, in die ich durch den Verrath eines Commilitonen gebracht war, und er ist mittelbar die Veranlassung, daß ich schon heute hier sein konnte. Ich hatte mich von ihm verabschiedet und wollte, meinen Mitteln gemäß, mit der Post meine Reise zu Dir bewerkstelligen. Kaum zu Hause, erhalte ich vom alten Baron Hohenstein ein artiges Billetchen, worin er mich bittet, mit ihm zu reisen, da er die Einsamkeit des Weges fürchte. Natürlich war ich sehr gern bereit. Unterwegs erfuhr ich denn, daß der Baron unmittelbar nach meinem Abschiede bei Mörs gewesen war und dort meine Reise in Erfahrung gebracht hatte. Ich glaube, der Baron hat ein Unglück geahnt. Seine Stimmung war tief und traurig, und so viel Mühe er sich auch gab, um über seine nächsten Pläne für die Zukunft heiter zu sprechen, so fiel er dennoch immer in seine Melancholie zurück.“ Frau Dorsak seufzte tief, indem sie antwortete:

„Was er erstrebt, es ist ihm vernichtet! Mag er sich in Gottes Willen schicken!“

„Es liegt im Geiste der Zeit eine merkwürdige Hinneigung zum Selbstmorde“, sprach Vincent sinnend. „Seit Heinrich von Kleist's Tode scheint es Mode zu sein, sich paarweise zu erschießen. Ich tadle diesen Akt der Selbsthülfe! Man versuche mit dem Leben fertig zu werden, man stemme sich gegen das Elend, überwinde die geistige Mattigkeit, vermeide den Gedanken an den eigenen Schmerz! Wer dies thut, wird bald die Vergänglichkeit der Leiden wie der Freuden erkennen und nicht beim Widerstande des Schicksales überwältigt werden.“

„Man merkt, Du sprichst nicht aus Erfahrung, Vincent“, schaltete seine Mutter ein.

„Doch, meine ersten Erfahrungen lehrten mich dies! Mein Leben in Berlin ließ nichts zu wünschen übrig, und für alle Fälle war mein sort gemacht. Da erwachte des Schicksals Tücke, liebe Mutter. Ein Schlag nach dem andern traf meine Pläne, eine Erfahrung nach der andern belehrte mich über die Unhaltbarkeit meiner Hoffnungen. Ich schloß ab mit meinen Plänen und Du siehst mich hier! Ich wich vor dem Widerstande des Geschickes zurück, aber Stirn an Stirn! Mein hochfliegender Ehrgeiz ist zerronnen.

Ich habe meiner Wohlthäterin, der Herzogin von Hildburghausen, geschrieben, daß ich fertig mit meinen Vorstudien sei, und daß ich ihren Befehlen zur Disposition stehen werde. Mag sie mir ein kleines Amt verleihen. Vorwärts will ich schon kommen!"

Gespannt hörte Frau Dorsak zu. Das klang ganz anders wie die heitern Erzählungen, womit er ihnen den Abend über die Zeit vertrieben hatte.

„Du hättest Erfahrungen gemacht, Vincent?" fragte sie theilnehmend.

„Ja, Mutter! Ich ließ es mir aber an kleinen Erfahrungen genug sein und ging den größern aus dem Wege."

„Ganz philosophisch gehandelt. Wenn Du nur nicht zu früh gegangen bist?"

„Glaub' ja nicht, daß ich feige bin. Ich habe einige Blicke hinter die Coulissen der preußischen Regierung gethan und bin dabei so gewaltig enttäuscht, daß ich freiwillig auf den Staatsdienst verzichte, der in Spürsystemen, Demagogenriecherei und Beamtenwillkür das Mögliche leistet." —

Er nahm seiner Mutter Hand in die seinen.

„Nein, ich sah zu rechter Zeit ein, daß mein Licht ein kleines Licht bleiben würde, wenn ich mich den Principien der regierenden Minister nicht leidenschaftlich an-

schloß, deßhalb wendete ich meinen Blick auf eine Stätte, wo ich ehrlich mein Brot verdienen konnte. Glücklicherweise ist die Herzogin wieder hergestellt, und ich hoffe in den nächsten Tagen eine Antwort zu haben, die mir einen bestimmten Platz anweist. Laß uns also immerhin vorläufig einen Pact machen, mein Mütterchen. Schlag ein — Du und Josepha, Ihr geht mit mir an den Ort meiner Bestimmung und wir leben ein gemüthliches, schönes Familienleben, verschönt durch Musik, vor den Augen aller Leute — den Meierhof verkaufst Du! — Nun?" fügte er schalkhaft hinzu.

Jetzt lachte Frau Dorsak aus Herzensgrunde. „O, ich thörichte Mutter", rief sie, „ich hätte doch gleich vom Anbeginn unseres Gespräches daran denken sollen, daß sich der Charakter des Menschen schon in der Jugend offenbart. Ja, ja, schon als Knabe reiztest Du mich durch Widerspruch, um nachher, in der Minute der Verzeihung, desto größere Gewalt über mich zu erlangen."

„Nun siehst Du — ich werde doch nicht ganz ohne Nutzen schon als Kind Schauspieler gewesen sein," warf Vincent nachlässig hin.

Frau Dorsak erröthete stark. „Wovon weißt Du das? Hat Josepha geplaudert? Oder Maltmann von Mörs?"

„Keiner von Beiden!" entgegnete Vincent lakonisch.

Seine Mutter runzelte die Stirn und sah ihn ernst an. Er lächelte schlau.

„Beruhige Dich! Nur einige Erinnerungen erwachten, als ich die Zimmer der Gräfin Brandenburg betrat, die zeitweise das ehemalig' Lichtenau'sche Palais bewohnt.“

Seine Mutter erröthete noch stärker.

„Ich grübelte darüber“, fuhr er fort, „und nach langem Grübeln hielt ich mich für einen Abzweig des königlich preußischen Stammes!“

Entrüstet stand Frau Dorsak auf. „Das konntest Du von Deiner Mutter glauben?“

„Ereifere Dich nicht über die Albernheit Deines Sohnes, denke an meinen Charakter, theure Mama, der sich schon als Knabe darin zeigte, daß er sonderbare Mittel wählte, um auf Deine Liebe zu wirken. Dein geheimnißvolles Isoliren weckte die Quelle zur Romantik in mir. So ist es aber mit allen Menschen! Leben wir also fortan fein spießbürgerlich wie alle andern Leute, so verschwimmen wir mit dem Strome der Zeit, und Niemand frägt nach unsern vergangenen Leiden.“

Frau Dorsak sank ergriffen wieder nieder auf ihren Sitz. „Ich gebe Dir Recht, Vincent“, sprach sie feierlich. „Nur so wird es uns möglich werden, unangefoch-

ten ein stilles Glück zu erringen. Wir bleiben zusammen."

„Und ich opfere Dir meines Vaters Namen und erlasse Dir jede Mittheilung über Deine Vergangenheit, denn ich weiß hinreichend genug, um Deine Handlungen verehrungswürdig zu finden! O, meine Mutter, meine theure Mutter, wenn wir irren und Buße thun, so freuen sich die Engel im Himmel mehr über uns, als wenn wir in kalter Tugend unsern Weg wandeln!" Er kniete vor ihr nieder und legte seine Stirn auf seiner Mutter Knie. Ihre Thränen tropften auf sein lockiges Haupt.

„Ich bin eine von Gott gesegnete Mutter", flüsterte sie leise, „und das ist ein Lohn, der tausendfach mein Erdenleid übersteigt!"

Eine heilige Stille feierte diese Scene. Dann aber sprach Frau Dorsak: „Ich fürchte, Josepha denkt nicht wie Du, Vincent. Sie wird sich sehr schwer von der Romantik ihrer Jugend trennen!"

„Um so eher müssen wir von hier scheiden, damit sie von ihrer überspannten, idealen Lebensweise geheilt und für des Lebens wirkliche Schmerzen erkräftigt wird. Bis jetzt scheint sie nur von Einbildungen zu leiden."

Frau Dorsak sah ihn groß an. So viel sie wußte,

litt ihre Tochter gar nicht, sondern führte ein Blumenleben ohne Sorge und ohne Qual!

„Unsere Schritte müssen nur keinen unnützen Widerstand erwecken“, sprach der junge Mann weiter.

„Wie meinst Du das? Josepha widerstrebt nie! Sie würde eher sterben, als mir entgegen handeln!“

„Nicht?“ lächelte Vincent schelmisch. „Ach, wie wenig kennst Du Deine Tochter, arme Mama!“

„Erkläre mir Deine Behauptung näher“, bat sie beunruhigt.

„Josepha hat Margot nicht aufsuchen sollen — war es nicht so? Nun gut, sie that es nicht, will aber nun Margot als Leiche sehen und hat meine Hülfe gegen Dich in Anspruch genommen! Gräme Dich nicht über diese Conspiration hinter Deinem Rücken“, fügte er hinzu, als seine Mutter ihre schmerzliche Ueberraschung nicht unterdrücken konnte. „Josepha wird ihren Willen nicht haben, aber ich habe vorgezogen, ihr nicht offenbar zu widerstreben, sondern sie auf meine Hülfe zu vertrösten. Gelingt es uns nun nicht, und dafür ist leicht zu sorgen, so hat sie keine Veranlassung, auf uns zu zürnen, sondern auf das Geschick, das ihr diesen glühenden, phantastischen Wunsch versagt hat. So, meine liebe Mama, wollen wir unsere Laufgräben gegen Dein zartes, verzogenes Töchterchen eröffnen.“

„Sie zürnt mir also? Josepha zürnt mir und entzieht mir ihr Vertrauen?" klagte Frau Dorsak.

„Nimm es nicht zu wichtig! Bei der Erziehung großgewordener Menschen muß man die Weisheit anwenden, sie nie durch Widerstand zu reizen, sondern schweigend das Werk der Vorsehung zu spielen, damit die Klagen über vereitelte Wünsche ein wesenloses Nichts treffen. Ueberlaß mir Josephen. Ich werde sie gründlich curiren und ihr weiches Herz wird reuig zu Dir zurückkehren. Glaube nur, der Mensch grollt weit stärker und *leidenschaftlicher* mit seinen liebsten Nebenmenschen, *als mit dem* Mißgeschicke."

„Du bist über Deine Jahre hinaus vernünftelnd, Vincent."

„Vielleicht, weil ich meines lieben Großvaters richtiger Enkel bin!" entgegnete er, ihr offen in die Augen blickend. „Mindestens fühle ich ganz accurat wie er, und kann Dir versichern, daß ich in seiner Stellung zu Dir und zu unserm Vater durchaus nicht anders gehandelt hätte. Ehre seiner Asche, die ein unbeflecktes Dasein für des Lebens höchste Freude hielt."

Frau Dorsak's Augen leuchteten hell auf. „Gott sei Dank, daß Du den Edelsinn Deines Großvaters richtig beurtheilst. Sein Segen wird uns bleiben, wenn wir seinem Willen nach leben."

„Nun aber gehen wir zur Ruhe", scherzte Vincent, der ein Feind aller Sentimentalität war und das für abgemacht hielt, was er unter dem Einflusse dieser nächtlichen Unterredung erreichen wollte. „Wir haben uns geeinigt, und werden ruhig unsere Augen in dem Bewußtsein schließen, beim Erwachen freudig aufschauen zu können. Gute Nacht, meine geliebte Mutter!" Er küßte sie und ging.

Fünfzehntes Capitel.

Unglück oder Glück?

Es war Mitternacht gewesen, als das Licht auch im Meierhofe erlosch.

Kaum zwei Stunden später, der Hahn hatte zum ersten Male gekrähet, da galoppirte abermals der Courier, der Tags zuvor seinem Herrn vorausgesendet worden war, auf der Landstraße daher und hielt sein Pferd vor dem Meierhofe an.

Eine heilige Ruhe schwebte über den Fluren und über den Wohnungen der Menschen. Nur ein Streif am Horizonte verkündete den neuen Tag — Alles lag noch im Schlafe des Friedens, kein Vogel zirpte, kein Bienchen flog — nichts regte sich. Der Reiter hielt bedenklich ein Weilchen still. Es war, als ob er sich scheue, die Ruhe zu stören, die überall waltete, aber die Pflicht gebot.

Er schwang sich vom Pferde und pochte stark an die Thür.

Vergebens. Niemand rührte sich, um ihm Einlaß zu gewähren.

Nochmals pochte er und stärker, als zuvor. Abermals vergebens.

Des Schlafes Ruhe ist zu süß. Wer es auch pochen hörte, er wendete sich und schlief weiter. Nur die Hunde zeigten sich alert und begannen zu bellen.

Vincent schlief im Hinterzimmer. Sein Bologneser ruhete neben ihm und da er seinen Cameraden im Bellen nacheiferte, so fuhr der junge Mann aus verworrenen Träumen jähe empor und sprang auf, um zum Fenster zu eilen. Im Augenblicke wiederholte sich das Pochen an der Thür, und Vincent stand gleich darauf, nothdürftig bekleidet, vor dem Manne, den er als den Vorreiter des Baron Hohenstein erkannte.

„Ach, Herr Dorsak“ — sprach der Courier klagend. „Das ist ein schweres Unglück — Sie sollen hinauf kommen in's Schloß so bald wie möglich!

Vincent, vom Schlafe dergestalt abgezogen von aller Wirklichkeit, daß er Mühe hatte, sich auf die tragischen Ereignisse des Abends zu besinnen, sah einigermaßen befremdet auf den Mann, der ohne Rücksicht fortfuhr.

„Sehen Sie diese vier Briefe — noch vom Baron selbst geschrieben, adressirt und mir für die Post über-

liefert, die sie per Staffette weiter befördern soll. Ist es nicht ein Jammer und nun schon eine Leiche! Herr Gott, wie rasch geht es doch manchmal zu Ende!"

Vincent besah zerstreut die Briefe. Sie waren an die Söhne des alten Barons gerichtet. Natürlich. Der Familie mußte der Tod Aegyd's gemeldet werden.

„Um Mitternacht war er fertig mit Schreiben. Ich mußte kommen und er gab mir Instructionen. Etwas caput sah er aus, das ist wahr, aber wer denkt denn an so etwas!

„Was denn?" fragte Vincent. „Warum soll ich denn kommen? Ich kann gar nichts thun — wünsche auch nichts mit der Sache zu thun zu haben! Was soll ich beim Baron? Seine Söhne werden sich schon beeilen und zwischen mir und dem altem Herrn findet gar keine weitere Verbindung statt, als daß er mich mit in meine Heimat genommen hat. Sagen Sie ihm, ich ließe ihm von Herzen mein Bedauern melden —"

„Wem? dem alten Herrn?" fiel der Courier mit dummen Lächeln ein. „Der ist ja eben todt, mausetodt!"

Vincent starrte ihn überrascht an. „Der alte Baron von Hohenstein?" fragte er, noch immer zweifelnd.

„Ja freilich! Erst Junker Aegyd — dann der alte Baron! Es ist ein schweres Unglück für die Familie. Wahrscheinlich hat ihn der Schlag gerührt. Es ist auch

kein Wunder. Erst im Galopp von Berlin her, Tag und Nacht unterweges, dann die Schreckensnachricht von des Junkers Selbstmord. Es hatte ihn tüchtig gepackt das sah man wohl, obwohl er viel zu stolz war, um eine Thräne zu vergießen. Solche Unnatur rächt sich aber, lieber Herr Dorsak. Die Thränen, die nicht fließen dürfen, rutschen über's Herz. Dann steht's still!"

„Großer Gott — also der Tod Aegyd's war sein Todesstoß!"

„Ich denk's wohl", meinte der Vorreiter treuherzig. „Und im Grunde ist ihm so am besten gedient. Er hatte sich darauf gesetzt, daß der Junker keine Wöllner haben sollte, da sich die Beiden nun von der Erde entfernten, so war es natürlich, daß er hinterd'rein fuhr. Der alte Herr war sonst ein guter Mann, was aber dies betrifft, so kann der Teufel selbst nicht eigensinniger sein."

„Wie kam es denn, daß er den jungen Baron jetzt plötzlich aus den Augen gelassen?"

„Das war Gottes Schickung, lieber Herr Dorsak! Ich bin seit zwei Jahren der Vorreiter des Barons gewesen und habe die ganze Tour durch Italien mitgemacht. Eines Tages sahen wir in einer Zeitung die Vermälung des Grafen Toska mit dem gnädigen Fräulein Margot von Wöllner angezeigt und nun ging es zurück in die deutsche Heimat — Einer hatte immer noch

mehr Sehnsucht nach Hause als der Andere. In Innsbruck trafen wir den zweiten Sohn des alten Barons, den Onkel Aegyd's, welcher nun Hohenstein bekommt. Dieser erzählte, daß der Graf Toska mit seiner jungen Gemalin Dresden schon verlassen habe und nach Petersburg gegangen sei. Kein Zucken verrieth etwas von unseres Junkers Gefühl bei dieser Erzählung. Man mußte annehmen, daß er die alte Liebe nun aufgegeben habe. Der Baron ging nach Berlin und ließ seinen Enkel unter seines Onkels Aufsicht. Eines Tages soll er aber weg gewesen sein. Er hatte erfahren, daß die Gräfin Margot noch in Dresden weile und nach ihrer Heimat wolle. Das Uebrige wissen Sie, junger Herr. Aber von der Wuth meines alten Barons kann sich nur der eine Vorstellung machen, der sie selbst gesehen hat, als plötzlich eine Staffette von seinem zweiten Sohne eintraf, worin er ihm meldete: „Junker Aegyd sei nach Idalium und die Gräfin Margot werde auch dort erwartet!

„Ihm ahnte ein Unglück!“ schaltete Vincent ein. „Wohl ihm, daß er die Folgen seiner Härte nicht lange überlebt hat.“

„O, der war von Eisen! Hätte er es erst übergekriegt, so würde er an seinen eigenen Vorwürfen nicht gestorben sein. Nun will ich fort! Also Sie wollen nicht

hinauf nach dem Hohenstein? Der Wirthschaftsinspector hat den Kopf ganz und gar verloren. Er rechnet auf Ihre Hülfe, um die Leiche des Junkers von der Klippe herüber bringen zu lassen, da seine ausgeschickten Leute mit der Nachricht zurückgekommen sind, der Weg dahin sei versperrt, und Herr Lothar von Wöllner habe erklärt, er ließe die Todten nicht trennen und solle es ihm sein Leben kosten!

„Nun gut — so laßt beide Leichen nach dem Hohensteine führen!" sagte Vincent.

Der Mann fuhr zurück! „Gott bewahre uns vor solchen Streichen, bester Herr", rief er entrüstet aus. „Denken Sie, daß der Geist des Barons Ruhe hätte im Grabe, wenn er neben einer Wöllner beigesetzt würde? Er hatte schon ausdrücklich befohlen, die Liebenden so rasch wie möglich zu trennen und sich auf nichts einzulassen, wenn „Herr Wöllner", wie er immer zu sagen pflegte, romantische Grillen haben solle. Er hatte auch speciell angeordnet, wie das Paradebett sein solle für den Junker. Nun ist der Inspector in Verzweiflung, denn man munkelt vom Aufgebot aller Steinhauer im ganzen Kreise, die ein Grab dort oben auf der Klippe hauen sollten. Das ist aber vergebene Mühe, so weit sie unsern Junker angeht, denn die Hohenstein's lassen ihren Aegyd da nun und nimmer in Ruhe verwesen,

wenn auch Herr Lothar, wie ein Engel mit flammendem Schwerte dabei sitzt. Gehen Sie doch 'mal hinauf zum Inspector. Er meint, Sie würden mit dem Herrn von Wöllner besser fertig werden, als er.

„Nein guter Freund, die Söhne des Barons werden schon kommen, und sie sind mächtig genug ihren Willen durchzusetzen. Ich finde also durchaus keine dringende Veranlassung mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehen. Es ist gerade nicht angenehm zwischen zwei Parteien zu stehen, wovon die eine ein Recht zur Sache hat und die andere kein Unrecht thut, wenn sie dies Recht nicht anerkennt. Hoffentlich gleicht sich in diesem Unglücke Manches aus, was sich jetzt als feindselig zeigt. Also reiten Sie in Gottesnamen zur Post — ich aber will schlafen gehen, bis die Sonne uns weckt."

Der Courier schwang sich auf sein Pferd, Vincent schloß leise die Thür.

Es entging aber seinem scharfen Auge nicht, daß eine helle Gestalt in den dunklen Hinterräumen verschwand, und da er ganz richtig vermuthete, daß es Josepha sei, die ebenfalls von dem Klopfen an der Hausthür geweckt worden war, so beschloß er etwas Aufmerksamkeit auf das fernere Treiben dieser hellen Gestalt, die Alles gehört haben mußte, zu richten.

Es währte auch nicht lange, so wurde eine Thür im Hause ganz leise geöffnet.

Ein leichter Schritt durcheilte den Hausflur. Vincent überzeugte sich, daß es seine Schwester war, die ihm mehr Interesse einflößte, als er hatte blicken lassen.

Josepha war vollständig angekleidet und hielt ein zierlich geflochtenes, breites Körbchen in dem linken Arme, während sie den Hut in der rechten Hand trug.

Mit dem raschen Aufwallen ihrer Empfindungen, die sie zu regeln noch nicht gelernt, hatte sie sogleich bei der Erzählung des Reiters nur einen einzigen Gedanken gefaßt, „daß für die Liebenden ein Grab dort oben bereitet werden solle.“

In dieser Nachricht lag für sie eine dringende Aufforderung, ihre Rosen der armen geliebten Margot in's Grab zu streuen, das so öde und ungeschmückt war.

Die Romantik eines Grabes übte auf ihre weiche, zarte Gemüthsart einen wahrhaften Zauber aus und sie hätte in der Aufregung dieses Momentes gewiß weder auf die Stimme der Liebe, noch auf die Ermahnungen der Vernunft gehört, wenn diese sie von dem Schritte hätten zurückhalten wollen, den sie vor hatte.

Luftig und leise wie ein Vogel schlüpfte sie durch die Hausthür und begann das Werk der Plünderung an ihren köstlichen Rosenbäumen. Jede Rose, die sie vom

Stengel schnitt, küßte sie mit heiliger Inbrunst, ehe sie dieselbe in den Korb legte. Es war ein Segen, ein Gruß und ein Abschied in dieser leichten Berührung ihrer Lippen.

Bald strotzte der Korb von den lieblichen Kindern der Flora. Dicht in einander geschichtet, bildeten sie mit den kleinern und größern Knospen und Blättern ein entzückendes Bild, und es würde vergeblich sein die Empfindungen des jungen Mädchens schildern zu wollen, womit sie ihre Augen auf den Blumenkorb ruhen ließ, den sie in der Hast und Heftigkeit ihrer innerlichen Aufregung unglaublich schnell gefüllt hatte. Die Heimlichkeit, womit sie handelte, steigerte die leidenschaftliche Trauer ihrer Seele, worin sie das himmlisch schöne Bild der Todten, als ein Ideal bewahrte. Wenn schon jede gewöhnliche Neigung mit dem Verluste des Gegenstandes höher steigt, so kann man sich kaum wundern, daß die Tragik dieses Todesfalles hier eine empfängliche Mädchenphantasie vollkommen zur Leidenschaft hinriß.

Eben lichtete sich der Osten und eine feurige Wolke fuhr als Vorläuferin der Sonne vom Horizonte herauf, als sie fertig war und den Korb, mit dem festen Entschlusse im Dämmerscheine des neuen Tages zur Klippe zu gehen, in die Arme nahm.

Der Morgen tagte. Licht und hehr trat die Sonne

hervor, obwohl noch dichte Wolken regungslos am Horizonte lagerten und sie wieder einzuhüllen droheten.

Der See lag wie schlummernd, ohne Bewegung vor ihr und als sie in ihrem traumhaften Handeln neben dem tiefen Gewässer dahin schritt, mit dem Rosenkorbe im Arme, da glich sie wahrlich mehr einer Fee, als einem irdischen Wesen voll Irrthum und Fehl.

Ruhig und furchtlos wandelte sie fort. Das schwache Sonnenlicht beleuchtete ihren Pfad, der sich bald vom See abwärts in eine jener Schluchten verlor, wo es selbst am sonnenhellsten Tage dämmerig blieb. Jetzt war es fast dunkel unter den hohen Buchen, deren Wipfel ganz leise zu rauschen begannen, als grüßten sie das muthige Kind mit seinem Blumenkorbe.

Dann ging der Weg bergan. Steil und unwegsam, weil sie den nächsten gewählt, um bald hin und zurück zu sein. Das Grauen, das jeder Andere an ihrer Stelle empfunden haben würde, konnte vor der Begeisterung, womit sie ihre Wünsche in's Werk setzte, gar nicht Besitz von ihrer Seele nehmen.

Sie ging einer Heiligen ihrer Phantasie ein letztes Liebesopfer zu weihen.

Konnte Lothar eine einsame Nacht voll Qual bei der Schwester verwachen, so mußte es ihr nicht schwer

fallen einen kurzen Morgenweg zu überwinden ihrem Heiligenbilde zu Liebe.

Josepha trat auf den letzten Felsen, der nur durch einige Felsblöcke mit der Klippe verbunden war. Eine Mauer von kleinen Felsstücken verschränkte hier den ganz engen Weg. Das war die Schranke, wovon der Reiter gesprochen.

Sie lächelte mitleidig, denn die Liebe achtete wohl dieses kleinen Hemmnisses nicht.

Muthig kletterte sie darüber weg und stand bald auf der Klippe.

Da saß Lothar. Sein bleiches Gesicht, von einem Freudenschimmer durchleuchtet, war so ohne alle Ueberraschung zu ihr emporgehoben, als hätte er sie erwartet.

Dann stand er auf und ging ihr entgegen. Schweigend, im Uebermaße ihrer Gefühle erzitternd, reichte sie ihm den Korb mit den Rosen.

Er sah zärtlich in ihr thränenschweres Auge.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, Josepha", flüsterte er mild. „Sie wollen Margot sehen — thun Sie es nicht — es greift mit Geierkrallen in unser Herz, dies himmlische Wesen so hingeopfert zu sehen. Gehen Sie zurück — die Arbeiter nahen — die Rosen lege ich auf die Herzen der Geliebten. Beten Sie für mich — ich bedarf dessen!"

Josepha wendete sich um und verließ lautlos die Stätte des Opfertodes.

Glücklich überstieg sie wieder die kleine Mauer, dann wankte sie, endlich von der menschlichen Hinfälligkeit erfaßt! Aber ein starker Arm umfing sie und hielt sie empor.

Vincent war ihr gefolgt und stand nun vor ihr. Josepha schauete in sein edles Gesicht und las den Vorwurf darin, der sie wohl mit Recht traf.

Sie lehnte sich fest an das treue Bruderherz, das sie nicht verlassen.

„Verzeihe — o verzeihe! Ich konnte nicht anders!“ lispelte sie unter einem Thränenschauer.

Er preßte sie fester an sich und küßte ihre Stirn. „Ich konnte mir leicht vorstellen, daß Dein Rückweg weit schwieriger sein würde, da dann die Flügel der Begeisterung geknickt waren“, sprach er sanft. „Bist Du nun zufriedener?“

„Ich habe Margot nicht gesehen“, berichtete sie traurig. „Lothar wünschte es nicht!“

Warum blickte Vincent plötzlich so aufmerksam und tiefsinnig in die Augen seiner Schwester? Eine Ahnung lastete von diesem Augenblicke an auf seiner Seele.

„Um so schneller muß ihr Herz mit allen Fasern von hier losgerissen werden!“ dachte er, während er sie

in seinen Armen hinableitete. „Sie soll zum letzten Male die Klippe betreten haben.“

Die Sonne schien schon sehr hell und warm, als sie am Meierhofe anlangten. Frau Dorsak stand ernst unter der Veranda, aber sie empfing Josephen dennoch gütig und öffnete bereitwillig ihr Mutterherz wieder, als sie ihr Alles, Alles erzählte.

Der Frieden der Liebe ruhete auf ihnen und fesselte sie mächtig an einander den ganzen Tag über.

Sechzehntes Capitel.

Das Werk der Liebe.

Wo war der lachende Frohsinn geblieben, der die beiden weiblichen Gestalten des Meierhofes sonst beseelt hatte?

Aber Geduld! Das Unglück heftet sich selten mit so erdrückender Schwere an ein fröhliches Gemüth, um es ganz zu zerstören.

Die Ruhe kehrte schon in Josephen's Gemüth zurück, als sie aus den Augen der Mutter die gewohnte Güte strahlen sah. Für ihren stillen sehnsüchtigen Gram hatte sie Worte gefunden — was außerdem ihr Herz bewegte, dafür gab es ja eine Hoffnung auf Erden.

Vincent ging nicht nach dem Schlosse Hohenstein. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Treiben, welches sich seit Sonnenaufgang oberhalb der Klippe entwickelte. Es war eine unheimliche Geschäftigkeit unter den dort oben zahlreich versammelten Werkleuten, die mit Spitzhaken, Tauen und Steinbohrern

hinaufgezogen waren auf Befehl des Herrn auf Kleineck und gelockt durch die Aussicht auf hohen Lohn.

Weithin schallte das Schlagen und Zersprengen der Felsmassen. Was sie in's Werk setzten, konnte Niemand sehen, da eine Warnung bekannt gemacht war „sich fern von der Hohensteinklippe zu halten!"

Kopfschüttelnd beobachtete Vincent die Arbeit vom See aus. Wollte Lothar ein Mausoleum dort bauen? Wollte er bis in das Mark des Felsens die Ueberreste der Liebenden versenken?

Er begriff die großartigen Veranstaltungen nicht, die dort gemacht wurden.

Wie die Ameisen arbeiteten die Menschen. Was in gewöhnlichem Geschäftsbetriebe eine wochenlange Thätigkeit erfordert hätte, das bewerkstelligte der immerfort angespornte Eifer in Stunden.

Lothar verließ die Klippe nicht eine Minute. Bisweilen tauchte seine hohe, schlanke Gestalt unter den Arbeitern auf, und man hörte ihn gebieterisch Anordnungen treffen.

Das Interesse an der Arbeit dort oben wuchs unter den Thalbewohnern.

Es bildeten sich überall, wo man die Klippe sehen konnte, Trupp's von Landleuten, die sich flüsternd zu-

sammendrängten und erschrocken jeden kleinen Knall bei den Sprengungen mit einem Geschrei begleiteten.

Erfüllt von wachsender Vorliebe für den Mann, der energisch seinen Willen durchzusetzen strebte, trieb sich Vincent den ganzen Tag beim See umher, lagerte auf den Matten und schöpfte aus den Erinnerungen an seine hier verlebte Jugendzeit Tropfen der Romantik, die seinen ernüchterten Geist nach und nach mit jenem Entzücken erfüllte, das nur in der Einsamkeit einer reizvollen Natur gedeihet.

Unter diesem Wechsel seiner Weltanschauung betrachtete er Lothar von Wöllner anders wie bisher. Er wurde ihm bedeutender, und ernster noch als am Morgen wiederholte er mehrmals die Worte: „Um so schneller muß Josephen's Herz von hier losgerissen werden! Sie soll diese Klippe, das Monument seines echten Männerwillens, nie wieder betreten!“

Ihm ahnete nicht, daß er mit diesem Gedanken des Schicksals Willen besiegelte.

Der Tag neigte sich. Die Sonne entschwand. Die Menschengruppen verliefen sich. Mancher kehrte kopfschüttelnd heim und die Dorfbewohner der Hohenstein'schen Besitzungen meinten achselzuckend, daß Lothar's Mühe vergeblich sei, denn der Stolz der Barone Hohen=

steins öffne eher das tiefste Grab, als daß er seinem Willen trotzen ließe.

Vincent war der Letzte, der die Wiesen am See verließ. Gedankenvoll ging er am Ufer des See's hin. Welcher Wechsel in seinem Leben seit kurzer Zeit, und welcher Wechsel in seinen Empfindungen! — Von der Höhe eines phantastischen Ehrgeizes war er willenskräftig hinabgestiegen, um nicht erst durch die Erschütterungen böser Lebenserfahrungen hinabgeschleudert zu werden. — Er blieb stehen und schaute über den See hinweg nach der Meierei, unter deren bescheidenem Dache das Herz seiner Mutter Ruhe gefunden hatte. Wagte er nicht einen Kampf gegen das Geschick, sie hier wieder zu entwurzeln und in einen neuen Erdboden zu verpflanzen, wo sie, nach seiner Meinung, glücklicher leben sollte, als hier?

Sein Blick überflog den engen, reizenden Raum, den man Idalium benannt hatte. Die ganze Landschaft hatte jenen milden und dennoch großartigen Charakter, der zu einer träumerischen Schwermuth paßt.

„Nein," rief der junge Mann entschieden, „fort von hier! Im Kampfe mit dem Leben wächst der Geist, und wenn meine Mutter auch schon erschöpft genug wäre, um diese weiche Ruhe wünschenswerth zu finden, Josepha ist nicht dazu geschaffen, um hier wie eine

Blume zu vergehen. Ihr Dasein soll mein Dasein verschönen. Sie soll die Gefährtin meiner liebsten Freuden sein!“

Rascher eilte er vorwärts, als gälte es sein Glück fest zu fassen um es sich zu sichern.

Der Abend verlief unter Erinnerungen an die Jugendzeit der Geschwister. Sie traten dabei in ein immer traulicheres Verhältniß. Die Kluft, welche eine Abwesenheit von sieben Jahren zwischen den Geschwistern eröffnet hatte, füllte sich nach, und nach und was an Schüchternheit davon in Josephen's Wesen zurückblieb, das gab ihr in Vincent's Augen einen um so größern Reiz.

Die Nacht brach herein! Still und drückend war die Luft, als liege in ihr die Vorbereitung zu einem schweren Kampfe der Elemente. Ein Geist der Zerstörung schien in der Atmosphäre zu schweben, obwohl der Himmel unbewölkt und die Sternenpracht des Himmelsgewölbes strahlend schön war.

Wem des Kummers Last die Augen nicht offen erhielt, der erlag der Ermüdung des heißen Tages. Todtenstille ringsum — dort oben auf der Klippe regte sich auch nichts mehr!

Da rollte ein Donner durch das Thal, erschütternd, als rüttle der Erdgeist die Berge, daß sie stürzen und das arme, sündige Menschengeschlecht unter ihren Trüm-

mern begraben sollten. Erschreckt fuhren die schlafenden Menschen empor. Eine wilde Angst bemächtigte sich Aller — sie glaubten der Welt Ende sei da!

Auch in der Meierei war Alles wach und das Entsetzen über das ungeahnte Naturereigniß bleichte die Wangen ihrer Bewohner ein wenig.

Ein zweiter Donner erfolgte. Stärker noch und markdurchdringer als der erste.

„Das ist kein Gewitter!" sprach Frau Dorsak.

„Das ist ein Erdbeben!" flüsterte Josepha.

„Nein," sprach Vincent und sein Auge blitzte, „es ist ein Bergsturz! Lothar hat ein Mittel gefunden, die durch Liebe Geopferten ungetrennt begraben zu lassen.

Noch einmal rollte es vernichtend durch die Fluren, endlos, als stürze das ganze Gebirge ein, dann blieb Alles still und die Sonne trat zögernd auf den Rand des Horizontes, um zu sehen, was noch auf der Erde stehen geblieben war.

Siebzehntes Capitel.

Morgenträume.

Das Werk war vollbracht. Was kein Mensch möglich geglaubt hätte, wenn es ihm vorher gesagt wäre, stand als eine Thatsache da. Das Grab der Liebenden auf der Klippe war für ewige Zeiten vor unheiliger Neugier und stolzer Macht und Gewalt gesichert.

Da stand die Hohensteinklippe, losgetrennt von jeder Verbindung, und hob ihre Zinnen noch großartiger als sonst empor.

Unerreichbar schlummerten Beide auf's Engste vereint in ihrem Felsengrabe, über welchem mit leuchtender Schrift die Worte prangten: „Espérance en Dieu!"

Lothar hatte höchst umsichtig die Pulverminen so angeordnet, daß es nur der Sprengung der untern Schichten bedurfte, um den Einsturz der schwebenden Felsblöcke ganz von selbst zu bewirken. Tief hinab in die Schluchten waren sie gerollt, mit entsetzlichem Krachen!

Gleich einem Teufelsspuk war Alles verschwunden, weil es in sich zusammengebrochen war.

Der Sonne erstes Glühen beleuchtete die erschütternde Verwüstung.

Fedor und Lothar, in enger, brüderlicher Umschlingung, waren die einzigen Augenzeugen des Zerstörungswerkes gewesen.

Lothar athmete tief auf, als er flüsterte:

„Margot und Aegyd — Gott hat sie aufgenommen — mir schenkte er nun Ruhe und Verzeihung meiner Schuld.“

Fedor blickte ihn aufmerksam an.

„Ja — Verzeihung meiner Schuld!“ wiederholte Lothar mit schmerzlichem Ernste. „Ich habe im vermessenen Eifer Margot's Entschlüsse gezeitigt — mein aufstrebender Hochmuth verleitete mich zu Rathschlägen, die sie rasch zur Gattin eines Andern machten.“

„Sei ruhig, Lothar. Deine Schuld, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist gering. Unsere Masselott hat mir erzählt, daß Margot, beschwichtigt von dem liebevollen Wesen ihres Gatten, leidenschaftlos und ergeben gewesen ist. Aegyd's maßloser Schwärmerei ist es allein zuzuschreiben, daß sie sich ihrem Gatten durch den Tod entzogen hat.“

„Das glaube ich wohl, aber würde er zu diesem

tragischen Entschlusse gekommen sein, wenn sie nicht die Gattin eines Andern gewesen wäre? Und diese Schuld ist mein!" Er wendete sich wieder zu dem Grabe und streckte beide Hände nach demselben aus. „O Margot — vergib mir meine Schuld!"

Da durchbrach die Wolkenschichten ein rosiges Licht. Erschauernd in tiefer Rührung, erbebend in einer Ahnung, die den menschlichen Geist an die Grenzen jener unsichtbaren Welt führt, wohin man nicht ohne Seelenerschütterung gelangen kann, umschlossen sich die Brüder enger und schaueten mit der unklaren Angst etwas Unerhörtes zu sehen in das Morgensonnenlicht hinein.

Aber der Schauer verflog — sie sahen nichts mit lieblichem Auge. Nur ihr Geist war von dem wunderbaren Zufalle wohlthätig berührt und es war Beiden, als wäre mit dieser Morgenröthe zugleich die Morgenröthe eines neuen Daseins für sie angebrochen.

Gebeugt schritten sie heim. Lothar wollte nur ein wenig ruhen und dann nach Dresden zu seiner Mutter eilen, bevor die Nachricht aus anderm Munde sie erschrecken konnte.

„Wenn ich zurück bin, nehmen wir Rücksprache wegen Deiner Zukunft," sagte Lothar. „Ich habe schon den Gedanken gehabt den Administrator in's Geheimniß zu ziehen. Die Sache scheint dem armen, jungen Mäd-

chen zu schwer zu werden. Sie sieht weit bleicher aus, als sonst."

„Thu' was Du willst, Lothar," entgegnete sein Bruder lebhaft. „Nur verhindere, daß ich nicht in Haft komme — ich renne mir wahrhaftig den Kopf an der Wand ein in Ermanglung anderer Mordwerkzeuge. Es ist ein Hundeleben, so abgesperrt zu sitzen."

„Noch ehe ich reise, will ich mit Köhler sprechen. Ohne ihn hinter die Coulissen blicken zu lassen, wird es nicht angehen."

„Warum denn auch nicht! Sage ihm Alles Lothar. Mich ärgert's schon, daß ich mich feige von Emmy habe pflegen lassen. Komm — wecken wir ihn gleich, damit das arme Kind von seiner Angst befreiet wird."

„Gemach! Es wird nichts übereilt. Erst ruhe ich. Dann spreche ich bei der alten Masselot vor und wir überlegen zusammen. Adieu! Es war ein schwerer Tag, Fedor! Gott gebe uns bald frohere!"

Die Brüder schieden. Der Eine ging in's neue — der Andere in's alte Schloß.

Fedor, des Weges nun schon kundiger, schlich sacht den Corridor entlang.

Sein Fuß stockte aber voll Schrecken, denn es regte sich etwas im Dunkeln.

Sogleich war Emmy, die im Hintergrunde versteckt, seiner gewartet hatte, bei ihm.

„Ich bin's, gnädiger Herr! Mir wurde Angst, daß Ihnen etwas begegnen könne. Die Leute waren auf bei dem fürchterlichen Donnergepolter."

Fedor ergriff die weichen, warmen Hände des Mädchens.

„Meine liebe Emmy!" sprach er gerührt, und von einer ihm ganz fremden Empfindung erfaßt, zog er das Mädchen an seine Brust.

Sie entwand sich ihm schnell. Aber der Funken war in sein Inneres gefallen. Träumerisch erreichte er sein Cabinet und als er die Augen zum Schlummer schloß, da war es ihm als flüstere Margot's liebliche Stimme wieder: „Möge ein holder Traum Dir das richtige Glück Deines Lebens vor die Seele führen, damit Du geheilt wirst!" —

Er träumte bis in den Tag hinein!

Als er erwachte, da hatte sich ein wunderschöner Lebensplan in seiner Seele gebildet. Er sah sich schon als Gatte der reizenden Emmy auf seinem kleinen Schlosse Horstburg, gehegt und gepflegt von liebender Hand, von blühenden Kindern umtanzt, die von der alten Masselott gezügelt wurden.

Erheitert von diesem Bilde betrat er der alten Bonne Gemach. Sie empfing ihn zerstreut.

„Nachtschwärmer!“ schalt sie. „Was war das für ein Donner in der Nacht, Fedor. Sie müssen es wissen, denn Sie kamen später durch mein Schlafgemach.“

„Gewitter — Sturm oder sonst etwas, Masselottchen,“ brummte er. „Frage mich nur nicht, Du erfährst die Wahrheit doch nicht. Soll ich also nicht lügen, so laß mich in Ruhe.“

„Und wenn ich's wüßte, was es gewesen ist?“ sagte die Bonne mit leuchtenden Blicken.

Fedor sah sie wahrhaft verlegen an. Unbehülflich von Natur war er leicht einzuschüchtern, wenn er sich nicht mit Grobheit retten konnte.

„Nur d'rauf los geschossen!“ sagte er ärgerlich. „Wenn Du's weißt, brauche ich es nicht erst zu sagen.“

„Die Hohensteinklippe ist eingestürzt!“ rief die alte Dame exaltirt.

„Nein, die steht noch,“ antwortete Fedor mit stockendem Athem, denn der ganze Nachtgraus stand plötzlich lebendig vor seiner Seele.

Die Bonne athmete tief auf. „Gott sei Dank, daß sie noch steht! Wenn Margot wieder käme und sie fände die Klippe nicht mehr,“ — lispelte sie kaum hörbar.

„Es wäre vielleicht am Besten gewesen, Margot hätte diese Klippe nie betreten“, polterte Fedor heraus. „Genug davon, Masselottchen. Weißt Du, was mir geträumt hat?“

„Nun? Morgenträume werden Wahrheit!“ entgegnete die Bonne im prophetischen Tonne.

„Na, dann rüste Dich nur, alte Seele,“ sprach der junge Mann erheitert.

„Wie? Haben Sie meinen Tod geträumt?“ fragte die Bonne, unangenehm berührt. „Ich bin noch nicht zu alt für's Leben!“

„Willst also nicht sterben? Das freut mich Masselottchen, denn mir hat geträumt, ich wäre Papa von vielen hübschen Kindern, worunter auch eine Margot war und Du ständest mit einer großen Zuchtruthe im Kreise meiner unartigen Kinder. Schlag' ein, alte Masselott — wir verwirklichen den Traum.“

„Warum nicht, Junker?“ antwortete die Bonne vergnügt. „Ich bin noch nicht achtzig Jahr, kann also noch lange leben!“

„Wie sah Ihre Frau aus?“ fragte sie nach einer Weile. Fedor sah sie schelmisch an.

„Gerade, wie unsere Emmy!“ sprach er treuherzig. Die Bonne lächelte impertinent. „Das wäre ein

Rückschritt und Ihrer Frau Mutter Tod!" meinte sie höhnisch.

„Glaub's nicht. Mama hat ein zähes Leben und wenn sie mich nur nicht in ihren Salons erscheinen sieht, wo nur Prinzen und Fürsten und Grafen hausen, dann ist ihr meine Wahl egal. Wenn irgend Jemand Schuld an meinem vermaledeieten Demagogen- und Demokratenschwindel ist, so ist's meine chère maman. Ihr leidiger Hochmuth hat mich gegen Alles gereizt, was vornehm und regierungsfähig ist."

„Bei Lothar wirkte es entgegengesetzt", sprach die Bonne, wieder freundlich.

„Der ist curirt!" entgegnete Fedor lakonisch.

„Ist's denn Ihr Ernst?" forschte die alte Dame schadenfroh. „Ich gönnte es Ihrer Frau Mutter!"

Fedor lachte. „Du alte Sünderin!"

„Ich gönnte es auch Emmy!"

„Du gönntest es auch Dir, denn Du kämest noch einmal an's Regiment!"

Die Bonne nickte. „Ich hatte abgeschlossen mit dem Leben, weil die gnädige Frau Mutter mich hieher verbannte. Aber seit ich meine lieben Zöglinge wieder gesehen, bin ich wieder auferstanden von den Todten."

„Gespenstisch genug siehst Du aus."

„Ein wenig bleich", sprach die Französin mit ko-

kettem Lächeln. „Ich lege Roth auf, wenn Sie es wünschen“, fügte sie lebendig hinzu.

Fedor sah sie erschrocken an. Er drückte, wie sich besinnend die Hand an die Stirn.

„Genug des Scherzes!“ murmelte er. „Warum hassest Du denn meine Mutter?“

„Nein, sie haßt mich, weil ich mich rühmen kann, den Geisteszustand der Familie Wöllner gehoben zu haben“, sprach die Bonne stolz. „Ihrer Großmutter brachte ich das Lesen bei! Glauben Sie mir, Herr Fedor, nur meinetwegen kommt sie nicht hieher! Mein Dasein verleidet ihr das Schloß. Die gnädige Frau kann es nicht vertragen, daß ich in den Annalen des Wöllner'schen Hauses so gut Bescheid weiß. Sie glaubte mich zu demüthigen, als sie den Befehl gab, das neue Schloß gänzlich zu schließen und meine Garderobe hieher zu schaffen. Aber ich rächte mich, indem ich ihr bemerklich machte, daß ich Ursache hätte mich über diese Anordnung zu freuen, denn in diesem Zimmer hätte ich mein Lehramt bei der ersten Frau von Wölluer angetreten.“

Fedor drohete ihr lachend. „Nun begreife ich Maltmann's Widerwillen gegen unser Idalium. Ist Lothar schon hier gewesen?“ fragte er schnell abspringend.

Die Bonne verneinte es. „Wollte der Herr Lothar

nicht seiner Schwester das Geleit geben?" fragte sie verwundert.

„Das hat er gethan, so weit er es konnte", antwortete Fedor seufzend. „Er ist zurück und will verreisen."

„Haben Sie ihn gesprochen?"

„Ja, war die lakonische Antwort des jungen Mannes.

„Was sagte er zu Ihren erhabenen Burschenideen?"

„Gar nichts weiter, als daß er mich bedauere, hier bei Dir hausen zu müssen."

„Ich habe Sie ja nicht eingeladen", versetzte die Französin empfindlich.

„Nun, tröste Dich nur. Ich war rechtschaffen genug, dies einzugestehen", scherzte Fedor."

„Warum gehen Sie nicht nach Horstburg? Da sind Sie wenigstens über der Grenze!" meinte die Masselott, offenbar in steigend schlechter Laune.

Fedor horchte hoch auf. „Was? Wie? Masselottchen — wäre das richtig, so träg' ich Dich auf meinen eigenen, hochwohlgeborenen Armen hinüber! Du spaßest wohl!"

„Nein, Junker! Sie sind doch wahrhaftig, wie ein Fremdling in der Heimat!" schmollte die Bonne, etwas weniger schroff in Blick und Geberde. „Horstburg gehört zu Hessen. Erinnern Sie sich denn nicht mehr, daß

Ihr Herr Vater der schönen Esperance zu Ehren ein Fest gab, weil sie es vermittelt hatte, daß Kleineck auch unter den König Jerome von Westphalen kam. Wissen Sie denn wirklich nicht mehr, daß Ihr Vater damals sagte: „Niemand kann zween Herren dienen, die in natürlicher Feindschaft leben?“

„Ach Gott, ja, Masselottchen — ich erinnere mich jetzt sehr wohl, wer kann denn aber an Alles denken! Gut, daß es uns jetzt zur glücklichen Stunde einfällt.

Gott sei gedankt! Noch heute marschire ich nach Horstburg und lasse mich dort häuslich nieder. Hessen liefert nicht aus! Dort bin ich auf meinem Eigenthum!

Der Teufel selbst kann mir dort nichts anhaben. Ist das nicht seltsam, alte Seele, daß ich gerade dadurch errettet werde, was ich bekämpfen und zerstören wollte?“ schloß er sehr vergnügt.

„Wie meinen Sie das?“

„Klar, wie Wasser? Wäre Deutschland unter einem Fürsten, so wäre ich in Horstburg nicht sicher! Aber damit Du siehst, daß ich in den paar Tagen, die ich unter Deiner weisen Leitung habe zubringen müssen, schon wieder an Politur gewonnen habe, so lade ich Dich hiermit in aller Förmlichkeit ein, mir nach Horstburg zu folgen. Das Weitere meines schönen Morgentraumes findet sich dann nach und nach!“

Mademoiselle lachte versöhnt. „Meine Predigten haben angeschlagen!"

„Vielleicht auch Emmy's Liebenswürdigkeit!" sprach Fedor trocken.

„Gut! Gut! Heiraten Sie die hübsche Kleine nur! Soll ich für Sie werben?"

„Heute noch nicht! die Sache hat Zeit!" rief Fedor eifrig ablehnend, denn er hörte den Schritt seines Bruders im Entresol und er wünschte diesen nicht zum Ohrenzeugen solcher Scherze zu machen.

Lothar trat ein. Hastig, belebt, wie sonst selten. Sein Gesicht zeigte noch Spuren der Erschütterung, die seine Kraft fast erschöpft hatte, allein sein Auge glänzte in einem Feuer tiefer, leidenschaftlicher Freude.

„Ich habe Vincent Dorsak gesprochen", sagte er eilig und zerstreut.

Fedor wiederholte den Namen mit sichtlichem Verdrusse. Die Bonne aber prüfte das Gesicht des jungen Mannes unter ahnenden Gefühlen. Sie sagte nichts weiter als: „Ist das ein freudiges Ereigniß für den Erbherrn von Kleineck?" Lothar beachtete ihren Einwurf nicht. Seine Seele war viel zu voll von dem, was er mit Vincent gesprochen hatte.

„Ich traf ihn am See, als ich hinabgestiegen

war, um den Einsturz des Berges von dort aus zu sondiren", sagte er eben so eilig.

„Was ist eingestürzt?" fiel die Bonne abermals ein. Lothar sah sie ernst an.

„Die sogenannte Brücke an der Hohensteinklippe", sprach er, ganz zu ihr gewendet.

„Im Falle zwei Kinder sich jemals wieder lieben sollten, so wird von nun an die Gelegenheit erschwert sein, sie auf der Klippe Zusammenkünfte halten zu lassen."

„Soll das ein Vorwurf für mich sein?" fragte Mademoiselle herbe.

„Allerdings, liebe Masselott. Wenn Dein Sinn sich weniger böswillig gegen den Befehl des alten Barons aufgelehnt hätte, so würde Margot keine Unterstützung ihrer phantastischen Neigung gefunden haben, und das Unglück wäre nicht geschehen!"

Fedor sah seinen Bruder überrascht an. Mademoiselle jedoch richtete sich straffer auf, und sagte, aufmerksam werdend: „Ist denn Margot so sehr unglücklich?"

„Nein! Sie ist glücklich, und darin müssen wir Trost suchen!" rief Lothar mit Erhebung.

„Was hast Du vor?" murmelte Fedor. „Deine Worte laufen gegen unsere Verabredung?"

„Ich habe Vincent Dorsak gesprochen! Seitdem ist es mir klar geworden, daß nur Gradsinnigkeit und Offenherzigkeit die sichern Stützen menschlichen Glückes sind“, antwortete Lothar.

„Sprechen Sie nur — ich ahne — immer heraus“, stammelte die Bonne, wo möglich noch bleicher als sonst, indem sie krampfhaft ihre Hände faltete. „Margot ist todt —!“ schloß sie geisterhaft leise.

„Sie und Aegyd —“, erwiderte Lothar fest. „Aber der Baron überlebte den Schlag auch nicht. Er ist ebenfalls heimgegangen zu seinen Vätern!“

„Und ich lebe — ich lebe“, sprach die alte Dame, erdrückt von dieser Nachricht. Lothar legte seine Hand auf ihren niedergesenkten Kopf. „Dir bleiben zwei treue Tröster, liebe Masselott. Margot ist glücklich. Ein Grab vereinigt sie mit dem Geliebten. Hättest Du ihr seliges Lächeln gesehen, so würdest Du ruhig an ihren Tod denken. Meine Mutter wird darin keinen Trost finden! Ich will zu ihr. Es kann mehrere Monate dauern, ehe ich wieder komme, denn ich habe Vincent Dorsak gesprochen, und seitdem ist mir klar geworden, welche Pflichten ein Sohn gegen seine Mutter hat. Fedor bleibt bei Dir. Der Administrator ist unterrichtet von seiner Anwesenheit — er wird Sorge tra-

gen, daß nichts geschieht, was seine Sicherheit gefährden könnte."

Von der überlegenen Bestimmtheit seines Bruders unangenehm berührt, richtete Fedor sein Haupt mehr als nöthig war empor, und entgegnete pathetisch citirend:

„Ein Augenblick kann Alles umgestalten! Du hast „Vincent Dorsak gesprochen" und erscheinst dadurch merkwürdig verwandelt — ich aber habe mich erinnert, daß mein Besitzthum, das ich in zwei bis drei Monaten als mündiger Mann beanspruchen kann, nicht preußisch, sondern hessisch ist. Dadurch ist mir klar geworden, wie unnöthig mein Versteckenspielen hier ist, und ich werde noch heute Abend dorthin übersiedeln. Mit dem Administrator werde ich auf eigene Hand fertig werden!"

Lothar, augenscheinlich nur halb mit seinem Geiste bei der ganzen Verhandlung, zeigte sich froh überrascht. „Ist das eine Eingebung Deines Morgentraumes", sagt er sehr freundlich, „so träume nur immer so gescheit. Bon! Du gehest nach Horstburg. Aber unsere arme Masselott?" fügte er warm und mitleidig hinzu. Diese bewegte schwermüthig und sinnend ihr Haupt. „Um mich kümmern Sie sich nicht. Ich habe die liebe Emmy zur Hand. Sie soll mir erzählen —"

Ihre Stimme erstarb im unterdrückten Schluchzen, aber sie saß steif und würdig da, ein Beispiel großer Selbstbeherrschung. Lothar neigte sich und küßte sie auf die eingefallenen Wangen.

„Wir sind allzumal Sünder, alte gute Bonne! Du wie ich -- wir tragen einen Theil von Schuld, allein der Mensch weiß nie, zu welcher Bedeutung eine Handlung, ein Wort heranwachsen kann, und darin liegt unsere Entschuldigung. Laß Dir Alles erzählen! Wenn ich wiederkomme, will ich die dunkeln Schatten von Kleineck zu verjagen suchen, und dem stillen, reinen Glücke Eingang verschaffen!"

Er verschwand nach diesen Worten.

Fedor sah ihm nach mit einer Mischung von Verdruß und Neugier. „Kannst Du errathen, Masselottchen, warum mein Herr Bruder ein so großes Gewicht auf den Umstand legte, daß er Vincent Dorsak gesprochen hatte?"

Mademoiselle wußte es vielleicht, wollte es aber nicht sagen, also blieb Fedor im Dunkeln darüber, daß Vincent Dorsak eine Schwester hatte, die sich mit magischer Gewalt in die Phantasie seines Herrn Bruders eingeschlichen, und von dort aus nach und nach zum Besitze seines Herzens gelangt war.

Lothar hatte Vincent am See getroffen. Beim

ersten Anblick besiegte eine gegenseitige Achtung die kühle Artigkeit, womit sie sonst verkehrt hatten.

Sie reichten sich die Hände, und ihr Gespräch begann mit der größten Zutraulichkeit. Nachdem das Ereigniß des Tages durchsprochen worden war, benützte Vincent die Gelegenheit, um ganz rückhaltlos von seinen gescheiterten Plänen und von dem dunkeln Verhängnisse zu reden, das ihn fortan in einen engen Wirkungskreis bannen würde. Dabei erwähnte er den Vorsatz, den Meierhof zu verkaufen, und künftighin den natürlichen Beschützer seiner Mutter und Schwester abzugeben. Der Enthusiasmus für sein Vorhaben war aus der reinsten Kindesliebe geschöpft. Diese Gefühlssteigerung verfehlt niemals Wirkung zu machen.

Lothar, längst durchdrungen von der Werthschätzung seiner Vorzüge, fühlte seine Achtung für Vincent steigen. Ihr Gespräch wurde immer inniger, immer herzlicher. Sie schieden als Freunde, und was als unklarer Wunsch, als dunkles Verlangen in Lothar geschlummert hatte, das war mit diesem Begegniß zum bestimmten Bewußtsein erwacht und zum Entschlusse gereift.

Aber, durch die Schule der Welt geregelt, gab er sich seinen Empfindungen nicht hin, sondern errang die Herrschaft dergestalt über sich, daß selbst Vincent nichts davon bemerkte, sondern in der Ueberzeugung von ihm

Abschied nahm, ihm künftighin nie wieder zu begegnen. Absichtlich hatte Lothar jede Erwähnung Josephen's vermieden, obwohl der Gedanke an dies liebliche Wesen nicht einen Moment aus seiner Seele wich während ihrer langen Unterredung — absichtlich war er nus als Freund vom langjährigen Bekannten geschieden, es der Zeit überlassend, sein Verhältniß zu ihm zu heiligen.

Die bittere Lehre, welche für ihn in Margot's Tod lag, hatte jeder jugendlichen Exaltation Zaum und Zügel angelegt, allein sie hatte auch sein Inneres von aller Selbstsucht gereinigt, so daß er den Frieden Josephen's höher achtete, als die augenblickliche Herzensbefriedigung, die ihm ein rasches Geständniß seiner Neigung gewährt haben würde. Er verließ seine Heimat in gehobener Stimmung. Sein Lebensweg führte ihn wieder dahin zurück!

Achtzehntes Capitel.

Im Meierhofe.

Die Zeit hat Flügel, wenn der Mensch im vollsten Selbstgenügen dahin lebt, und ein Leben ohne Sorge und ohne Wünsche führt uns für kurze Zeit zum Paradieseszustand zurück.

In dieser Art waren einige Wochen verflossen, seitdem Vincent der Lebensweise seiner Mutter einen neuen Umschwung gegeben hatte.

Er machte es sich zum Gesetz, die Ausbildung seiner Schwester zu vervollständigen, und namentlich ihre Stimme bis zum Höhepunkt der Vollkommenheit zu bringen. Oftmals vergaß er das Amt des Lehrers, und horchte entzückt dem seelenvollen Klange, der Alles übertraf, was er je an einer weiblichen Stimme bewundert hatte. Ganz entgegengesetzt der großartigen Mittel anderer Sängerinnen wies Josephen's Organ eine Lieblichkeit, eine glockenhelle Zartheit auf, die be-

zaubernd auf die Sinne wirkte und Vincent zur Begeisterung entflammte.

„Sie würde eine Zierde ihres Zeitalters werden“, sprach er eines Tages zu seiner Mutter, als Josepha die Arie der Rosine aus Rossini's „Barbier von Sevilla“ mit unnachahmlicher Anmuth gesungen hatte. „Ganz geschaffen zu öffentlichem Aufsehen, würden Deine beiden Kinder den Ueberfluß des Lebens über Dich ausschütten können, wenn unsers Großvaters Fluch nicht die Pforten zum Ruhme verschlossen hätte. Aber, ich bedauere es durchaus nicht, daß wir unsere Gottesgaben für uns behalten und lediglich zu unserm Entzücken ausbeuten. Keiner kann doch nie ein Vergnügen daran sein, als das, wenn Dein leuchtendes Auge uns als Lohn entgegenstrahlt. Sieh' — in ähnlicher Weise war mein Verhältniß zur Gräfin Brandenburg. Unsere Freude über uns selbst genügte uns zum Sporne bei unseren Leistungen.“

„Die Gräfin scheint jedoch ihren Erinnerungen an diese reine Seelenharmonie sehr rasch abtrünnig geworden zu sein“, scherzte Frau Dorsak, „sonst hätte sie Dich nicht so vornehm kalt abweisen lassen.“

„Das fand ich auch, und deßhalb knüpfte ich, trotz ihrer wiederholten Versuche das Band nicht wieder, welches sie zerrissen hatte. Sie ist jetzt in ihrem

Stolze befriedigt. Als Gemalin eines regierenden Fürsten wird sie dem innern Leiden, das sie verzehrte, für eine Zeit lang entronnen sein. Es wird aber wiederkehren, und wie ein Krebsschaden ihre Seele vernichten, wenn sie nicht eine Heilkraft findet, die sie aus ihrem Zerwürfnisse emporhebt." *)

Ihr Gespräch, das sich zu Josephen's innerlicher Freude auf interessante Rückblicke in Vincent's akademischen Leben wenden zu wollen Miene machte, wurde durch den Eintritt des Postboten unterbrochen. Er legte mit einer bemerklichen Wichtigkeit zwei Briefe in die Hand Josephen's, die ihm neugierig entgegensprang. Der eine war gerichtet an Vincent — der andere an Frau Dorsak! Ein Schauer, von Erstaunen und Furcht gemischt, ergriff die Letztere, als sie den ersten Brief seit zwanzig Jahren in der Hand hielt, der aus der Residenz und nicht von ihrem Sohne, sondern von einem andern Menschen kam. Was mochte er enthalten? Von wem konnte er sein?

Am liebsten hätte sie ihn gar nicht geöffnet. Er glich, ihrer aufgeregten Einbildungskraft nach, einer Pandorabüchse, aus deren Oeffnung Unheil und Segen,

*) Diese Heilkraft fand sie endlich, als sie im Jahre 1825 mit ihrem „Gemale" dem Herzog von Anhalt-Köthen sich in den Schooß der allein seligmachenden Kirche flüchtete. Ihr Leben war von da an ruhig und glücklich.

Mißgeschick und Glück, Gutes und Böses im wüsten Durcheinander zu quellen bereit ist, wenn man das Siegel davon löst.

Unschlüssig hielt sie das zierliche Briefchen auch noch immer verschlossen in der Hand, während Vincent seine Epistel längst gelesen hatte.

„Von Hildburghausen", rief Vincent, indem er seiner Mutter den Brief entgegenstreckte. „Die Herzogin ist noch zu schwach, um selbst schreiben zu können, sie hat ihre Hofdame, Fräulein von Godschof, beauftragt, mir zu melden, daß sie in ihrer gebrochenen Kraft um so sehnsüchtiger nach einer Zerstreuung geistiger Art dürste, da ihr die Aussicht auf eigene musikalische Ausübung, wenn nicht auf immer, so doch auf längere Zeit versagt sei. Sie findet übrigens die Idee, welche ich in Bezug auf meine Familie ihr angedeutet habe, ganz vortrefflich, und freut sich, daß meine Mutter einem Wirkungskreise entzogen wird, der eine Art Buße in sich gefaßt habe. Die hohe Frau erwartet mich in kurzer Zeit zu einer mündlichen Besprechung!"

„Was für Ideen „in Bezug auf Deine Familie", wozu ich doch auch gehöre", fiel Josepha heiter ein, „hast Du denn angedeutet, wenn ich fragen darf?"

Vincent faßte sie in seine Arme und blickte ihr schalkhaft in die Augen.

„Ich will die Rose nicht im Thale verblühen lassen, die auf Bergeshöhen zu prangen geschaffen ist!“ erwiderte er mit Humor und Pathos.

Josepha erglühte über die Gebühr und wendete ihr Gesicht ab, um diesen prüfenden Blicken, denen sie eine falsche Bedeutung unterlegte, auszuweichen.

„Deine Mutter wird den Meierhof verkaufen“, fuhr Vincent fort, sie wird somit ihr Geschäft aufgeben und wieder in den Weltkreis und in die Lebensatmosphäre zurückkehren, worin sie zu leben geboren und erzogen ist. Sie wird mit mir ziehen, wenn ich von unserer Beschützerin, der Herzogin, ein kleines Amt erhalte.“

„Und ich? Und ich?“ fuhr Josepha, zitternd vor Schreck und Ueberraschung, auf.

„Du ziehest natürlich mit“, setzte Vincent gutmüthig lächelnd hinzu.

„Ich soll Idalium verlassen!“ rief das Mädchen leidenschaftlich. „Ich soll fort von hier? Glaubt Ihr denn, daß ich anderwärts leben könnte?“

„Du wirst es doch versuchen müssen“, scherzte Vincent, obwol ihm etwas unbehaglich zu Muthe wurde. Frau Dorsak faßte beschwichtigend ihre Hand. Josepha aber riß sich los und trat mit flammenden Augen vor Vincent hin.

„Hast Du schon gesehen, Vincent, daß der arme eingesperrte Schmetterling sich so lange abmühet, die Fensterscheibe, die ihn von der sonnigen Luft trennt, zu zerbrechen, bis er, die Vergeblichkeit seiner Bemühung einsehend, sich allen Farbenstaub von den Flügeln abstreift und todesmatt in einen Winkel hinsetzt, um zu sterben?"

„Wenn das der Schmetterling thut, so ist das ein unvernünftig' Thierchen, das seinem Instincte zufolge handelt", antwortete Vincent ganz gemüthlichen Tones, obgleich sein Unbehagen wuchs. „Würde eine Schwester dem Bruder zu Lieb' nicht den Ungestüm ihrer Seele bezwingen können?"

„Nein! Nein Mutter thu' es nicht! Laß mich nicht fortreißen von hier!" rief Josepha außer sich. „Ich werde sterben wie ein Waldvogel, wenn Ihr mich in eine Stadt mit engen Straßen steckt. Ich werde sterben, und wenn Ihr mir auch Gold und Seide versprecht!"

Frau Dorsak warf ihrem Sohne einen Blick zu, worin zu lesen war, daß sie ihre Tochter richtiger beurtheilt habe, als er. Allein Vincent lächelte voller Triumph, und sprach:

„Gut, so gebe ich meinen Plan auf, Josepha, und ziehe ganz allein nach Hildburghausen! Jeder

Mensch sucht nach seinen Ansichten die glücklich zu machen, die er liebt! Ich bin im Irrthum gewesen, als ich der Meinung war, meine arme Mutter müsse zum Lohn für ihre lange, lange Prüfungszeit endlich in meinen Armen Ruhe finden. Wollt Ihr also hier bleiben, so gebe ich meinen Plan auf und gehe allein! So lange ein Vorsatz noch Gedanke ist, kann er sehr bald beseitigt werden. Anders ist es mit Thaten!"

Josepha stutzte und sah wechselnd auf ihren Bruder und auf ihre Mutter, die Vincent's Diplomatie sogleich durchschaute, ihn aber gern gewähren ließ.

„Mutter!" flüsterte das Mädchen bittend. „Muß es sein, Mutter? Wirst Du glücklich werden, wenn wir mit Vincent ziehen?"

Frau Dorsak zog ihre Tochter sanft an sich. Antworten durfte sie nicht, sonst hätte ihre Stimme die Weichheit ihres Herzens verrathen.

„Welche Frage, mein Schwesterlein!" rief Vincent, starr an seiner Bekehrungsmaxime festhaltend. „Solltest Du allein es noch nie bemerkt haben, daß Deine Mutter in der untergeordneten Thätigkeit leiden muß?"

Josepha rang, furchtbar kämpfend mit ihren Gefühlen, die Hände und warf sie verzweiflungsvoll gen Himmel auf.

„O warum hast Du mich zwanglos aufwachsen

lassen, wenn Du wußtest, daß ich einst dies Paradiesleben verlassen mußte!"

„Es muß nicht sein, Josepha", sprach Frau Dorsak leise. „Wir bleiben hier!"

Josepha senkte den Kopf. Sie ließ, wie ermattet vom innern Kampfe, die Arme schlaff herunter fallen — so stand sie regungslos mehrere Minuten. Plötzlich richtete sie sich empor, lächelte kindlich ergeben ihre Mutter und ihren Bruder an und sagte:

„Ich will mit Euch ziehen! Vergeßt meine thörichte Widerspenstigkeit! Ich werde dort auch glücklich sein, wenn ich neben Euch lebe. Ist das nicht eine Gnade Gottes, daß ich eine Mutter und einen Bruder habe, Beide bereit, mich zu lieben und mich zu schützen? Vergib mir, Vincent!"

Sie reichte mit holder Scham ihre Rechte dem Bruder und schlang die Linke um den Hals der Mutter, die ziemlich bekümmert bei diesem plötzlichen Wechsel der Gesinnung aussah. Es war ganz offenbar, daß Josepha eine stille, süße Hoffnung aus ihrer Phantasie entfernt hatte und dann fertig zum prosaischen Weiterleben geworden war.

In dem Innern des Bruders wie der Mutter klang der Name „Lothar", und wenn es Beiden bis dahin wünschenswerth erschienen war, den Meierhof mit einem

andern Aufenthaltsorte zu vertauschen, so stellte sich bei dieser Wahrnehmung die Nothwendigkeit fest. Die Gefahr für Josephen's Seelenruhe war augenscheinlich, wenn Lothar, wie er gegen Vincent ausgesprochen hatte, seinen Wohnsitz in Idalium aufschlug. Fern von ihm konnte der leichte Eindruck, der von romantischen Begegnungen unterstützt war, verlöschen, hier in seiner Nähe, begünstigt von einsamen Träumereien, mußte er sich zu einer vernichtungsvollen Stärke erheben. Unter diesen Betrachtungen regelte sich das Mitgefühl zu einer gewissen starren Ruhe, sonst würde im Erbarmen mit diesem holdseligen Wesen, Alles das umgestoßen worden sein, was Vincent künstlich gebaut hatte.

„Die Erde ist reich an schönen Plätzen, mein Schwesterlein", sprach Vincent mit vollkommen ruhigem Tone, „glaube mir, man vergißt viel leichter, als man denkt und je rascher wir unsern Entschluß ausführen, desto besser für uns Alle."

„Ja!" sagte Josepha eilig, „ja, recht rasch! Morgen, wenn es sein kann! Ich bin bereit im Augenblicke aufzubrechen!"

„So rasch nun nicht", scherzte Vincent. „Erst liegt uns noch die Pflicht ob, Mama's Brief, den sie, wie ich eben bemerke, noch immer steif in der Hand hält, zu lesen. Woher kommt er? Von Berlin!" fügte

er erstaunt hinzu, den Poststempel betrachtend. „Willst Du erlauben, Mutter, daß ich ihn öffne?"

„Immerhin! Du bist ja ohnedies mein Sachwalter!" sprach lächelnd Frau Dorsak. „Lies ihn vor. Geheimnisse werden nicht darin enthalten sein!"

Vincent schnitt rasch das Couvert auf, faltete den Brief aus einander und sah nach der Unterschrift. „Engelbrecht Maltmann von Mörs!" rief er heiter. „Hören wir, was dieser kleine Geheim-Cabinetsrath von Dir will!"

„Was wird er weiter wollen", meinte seine Mutter, verlegen lächelnd. „Es wird eine Entschuldigung voll überstürzender Artigkeit sein, daß er mich in meiner jetzigen Gestaltung nicht erkannt hat."

Begierig auf den Inhalt des Briefes trat Vincent näher zum Fenster, wohin ihm Josepha, ihr Herzleid vergessend, folgte, während Frau Dorsak in einem Antriebe von Beschämung etwas aus der Nähe ihrer Kinder zurückwich.

Vincent begann laut zu lesen.

„Theure, verehrte Frau! Von dem Augenblicke an, wo ich erfahren habe, daß ich in der philosophischen Meierin von Idalium die edelsinnige Gattin meines frühern Freundes Bendler zu verehren hätte, bin ich

nicht eine Secunde zweifelhaft gewesen, was mir zu meinem Glücke dienen werde.

„Sie kennen mich genug, theure Frau, um die Gefühle ermessen zu können, mit denen ich jetzt die Feder führe, um Ihnen die Wünsche meines Herzens auszusprechen, daher erlauben Sie mir, daß ich alle Vorreden beseitige und mit freiem, offenen Manneswort sage: „Ich bitte Sie, mein Herz und meine Hand anzunehmen und an meiner Seite ein neues, Ihrer würdiges Leben zu beginnen!“

Vincent schien an seinem eigenen Gesicht zu zweifeln, denn er hob das Blatt noch näher an seine Augen, überflog mit denselben die betreffende Stelle und richtete sie dann in wunderbarer Betäubung auf seine Mutter, die ebenfalls wie im Traume da saß und die schwere Bedeutsamkeit dieser Worte zu prüfen schien. Als sie gar nichts sagte, durch keine Bewegung ihre Ueberraschung ausdrückte und nur fragend an seinen Lippen hing, da griff er in einem Anfalle stillen Grimmes wieder zum Briefe und las weiter:

„Glauben Sie nur, theure, verehrte Frau, ich habe Alles in Erwägung gezogen, was Sie gegen meinen Antrag einwenden können, aber alle Ihre Gründe werde ich zu entwaffnen suchen, im Falle nicht eine tiefe, unauslöschliche Abneigung Sie gegen mich grausam macht.

„Ueberlegen Sie meine traurigen Erfahrungen, die mich zu einem armen, einsamen Manne geschaffen haben. Von den Irrthümern der Zeit hart mitgenommen, habe ich endlich mein Lebensschiff den Wogen des Zufalles überlassen und das Steuerruder einer höhern Hand übergeben. Sollte diese weise Macht, die wir Vorsehung nennen, nicht meinen Weg nach Idalium gelenkt haben? Durch meine eigenen Töchter, die in rasender Verblendung sich selbst den Tod gaben, weil sie Beide einen Mann liebten, meines schönen Familienglückes beraubt, stehen Ihre Kinder, durch die herrlichsten Naturgaben ausgezeichnet, in einer Glorie vor mir, die mich trotz meiner Jahre, worin jugendliche Schwärmerei verloren geht, zur Begeisterung entflammen.

„Ihr Sohn würde unter meiner Protection eine glänzende Carriere beginnen und Ihre Tochter an Ihrer Seite eine Zierde der Berliner Geselligkeit werden. Von mir und von der seligen Befriedigung ein geistiges Leben in Ihrer Gesellschaft zu führen, rede ich nicht. Sie wissen, was ich in Ihnen verehrt habe, und daß mich nicht allein Ihr schönes Aeußere gefesselt hatte, beweist der Umstand, daß ich eher geistig Sie erkannte, als körperlich.

„Ich schließe, vertrauungsvoll meine Wünsche Ih-

rem weichen Herzen überantwortend. Das Wort der Erhörung macht zum glücklichsten Sterblichen

Ihren treuen Freund

Engelbrecht Maltmann von Mörs."

Bis auf die letzte Silbe hatte Vincent den Brief abgelesen. Am liebsten hätte er auch noch Datum und Jahreszahl hinzugefügt, wenn er dem Aerger gefolgt wäre, der ihn vollständig beherrschte.

Wie? Seine Mutter wieder verheiratet? Wie? Ein nervöses Zucken durchfuhr seine Hand, so daß der unglückselige Brief derselben entflog und sich in irgend eine dunkle Ecke verkroch.

Eine Todtenstille folgte dieser bezeichnenden Handlung.

Josepha stand gleich einer Bildsäule, aber in ihrem Mienenspiele war weder Trauer, noch Freude zu lesen.

Frau Dorsak lehnte im Sopha. Den Kopf auf die Hand gestützt, sah sie starr vor sich nieder ohne eine besondere Gemüthsbewegung zu verrathen.

Vincent aber ballte seine Hand und drückte sie fest gegen seine Brust, als müsse er dort etwas zurückdrängen.

„Mutter!" sprach er endlich mit dem Ausdrucke feierlicher Beschwörung.

Sie sah ruhig auf zu ihm. Ein leichtes Roth färbte ihre Wange, als sie seinem Blicke begegnete. „Der Brief

ist mir eine Satisfaction schöner Art — er hat mir Freude gemacht!" sagte sie, seelenvoll lächelnd.

„Mutter!" rief Vincent mit dem Ausdrucke ängstlicher Befürchtung.

Josepha trat unwillkürlich ihrem Bruder näher und schauete ihm verheißungsvoll in's Auge. Frau Dorsak fuhr, unbehindert davon, fort:

„Wenn Mörs mir seine Hand geboten hätte, als er hier gänzlich allein und verlassen lebte, so würde mich dieser Antrag eher haben verletzen als ehren können, aber daß er es thut im vollen Glanze seiner wiederhergestellten Würde, das ist edel und großmüthig von ihm."

„Mutter!" bat Vincent mit sinkender Stimme.

„Der Antrag ehrt mich, meine lieben Kinder! Wollt Ihr die Unterstützung des edeln Mannes annehmen, so bin ich bereit Euch das Opfer zu bringen." —

„O — Mutter! Nein —! Es wäre mein Tod, wolltest Du uns ungetreu werden!" rief Vincent mit ausbrechendem Schmerze.

„Konntest Du das von Deiner Mutter erwarten, Vincent?" fragte Frau Dorsak, strahlend vor Wonne. „Ich wollte Dir nur einen Namen verschaffen!"

„Ich will keinen andern Namen, wie den meines Großvaters", antwortete der junge Mann leidenschaft-

lich. „Ich will Dich und die Schwester — nichts, nichts weiter!“

„Und Josepha?“ fragte Frau Dorsak. Das junge Mädchen schmiegte sich an sie.

„Ich ziehe mit Euch und bin glücklich in Eurer Liebe,“ betheuerte sie in rührender Ergebung.

Schlußcapitel.

Auf der Veredlung durch Unglück ruht Gottes Segen! Der veredelte Mensch, dem Höchsten dadurch näher getreten, greift selten fehl in der Erreichung seiner Zwecke, weil er die Mittel dazu in der Erwärmung seines schwer geprüften Herzens wählt.

Lothar von Wöllner kam als ein gänzlich veränderter Mann nach Schloß Kleineck zurück. Alles, was den Edelsinn eines Mannes beeinträchtigen kann, war von ihm abgefallen und er wendete sich namentlich mit verdoppelter Inbrunst der reinen, heiligen Neigung für das Wesen zu, welches ihm ein Ersatz für den herben Verlust, den er durch Margot's Tod erlitten, sein konnte.

Seine Mutter, in einer unerhörten Selbstsucht verharrend, hatte ihn seiner Pflicht als Sohn förmlich entbunden und ihm erklärt, daß sie nie in ihrem Leben wieder einen Fuß in das Schloß Kleineck setzen würde.

Lothar's erster Gang nach seiner Ankunft war zur Mademoiselle Masselott, die ihm näher stand, als die eigene Mutter. Von dort aus wollte er hinüber nach Horstburg, um seinen Bruder zu besuchen.

Dieser letztere Weg wurde unnöthig, denn der erste Gegenstand, der ihm in dem alten winkligen Hausflure zu Gesicht kam, war Herr Fedor in großen Wasserstiefeln, costümirt als Jäger mit Jagdtasche und Büchse, der neben der Küchenthür stand und ein eifriges Scherzgespräch mit der hübschen Emmy pflog.

Hocherröthend trat das junge Mädchen dem Erbherrn grüßend entgegen, während Herr Fedor etwas befangen stehen blieb und seinen Bruder näher kommen ließ.

Lothar reichte erst Emmy, dann seinem Bruder herzlich die Hand und fragte beeilt nach dem Befinden der Bonne.

„Sie hat den schweren Schlag weit besser ertragen, als ich dachte", antwortete Fedor, langsam mit Lothar dem Corridor zuschreitend. „Sie sitzt nach wie vor ruhig und gelassen auf ihrem Lehnsessel und wartet, wie sie sagt, jetzt freudig auf ihren Tod. Ich glaube jedoch fest, daß sie es dem Geschick nicht übel nimmt, wenn es ihren Tod nicht beschleunigt. Sie hält noch im-

mer das Leben auf der Erde für schöner, als das in jener Welt."

Lothar sah seinen Bruder bei diesem Referate ganz erstaunt von der Seite an. Es lag eine Manier in seiner Sprache und in seinen Geberden, die so wesentlich von seinen burschikosen Gewohnheiten abwich, daß Lothar angenehm überrascht wurde. Natürlich schrieb er diese Veränderung der Erziehungsmethode der alten Bonne zu und gab seiner Verwunderung keine Worte.

Die Brüder hatten unterdessen das Entresol erreicht und Lothar war eben im Begriff die Thür zu öffnen, in der Meinung, Fedor werde mit ihm zur Masselott gehen, als dieser seine Hand auf die Thürklinke legte und sehr verlegen sagte:

„Halt an, bester Lothar! Bevor Du hier eintrittst muß ich Dir ein Geständniß machen, das Dir vorenthalten eine Beleidigung wäre, da unsere Bonne im Geheimniß ist. Ja — sieh mich nur groß an —" fügte er lächelnd hinzu, „der Mensch wird durch nichts gründlicher und rascher von allen Fehlern curirt, als durch die Liebe! Ich hoffe Du wirst nichts dagegen haben, wenn ich Emmy Köhler liebe und heirate!"

Nur einen Moment raubte die Ueberraschung dem Erbherrn die Sprache, dann kam dieselbe aber doppelt zurück.

„Fedor!" schrie er freudig auf. „Ist das Dein Ernst?"

„Voller, heiliger Ernst!" betheuerte dieser, leuchtenden Blickes. „Emmy theilt meine Neigung und unser guter Administrator ist nicht abgeneigt mir seine Tochter zu geben, im Fallee unsere Familie nichts dagegen einwendet."

„Dann ist die Sache abgemacht," fiel Lothar schnell ein, „denn unsere Familie besteht künftighin nur aus Dir und mir. Unsere Mutter hat sich von uns losgesagt, will weder durch Briefe, noch durch Besuche von uns behelligt werden und hat schließlich ihr eingebrachtes Kapital, das auf Horstburg steht, gekündigt, um allen Verkehr mit uns zu brechen."

„Aber um's Himmelswillen Lothar, warum denn das?" rief Fedor ganz erschrocken.

„Weil ich ihr erklärt habe, Josepha Dorsak, die Tochter der Meierin von Idalium, zur Gattin zu wählen, im Falle es mir gelänge, deren Liebe zu gewinnen!"

Fedor wußte nicht, was er sagen sollte — ob er wache oder träume!

„Josepha Dorsak?" wiederholte er ungläubig. „Meiner Emmy, kleine Freundin? Kennst Du denn Josepha Dorsak?"

Ein eigenthümlicher, leidenschaftlicher Blick war Lothar's ganze Antwort.

„Und deßhalb verstößt uns unsere Mutter?“ fragte Fedor weiter.

„Sie hat uns nie geliebt,“ tröstete ihn Lothar. „Seit unsers Großvaters Tode sind wir verwaiset gewesen, und nur in dem Falle, daß wir reiche und vornehme Partien gemacht hätten, würden wir Gnade vor ihren Augen gefunden haben. Ich versichere Dich, daß von mir Alles versucht ist, um sie mit meinem Lebensplane auszusöhnen. Sie will aber nichts von uns wissen, verlangt eine gerichtliche Auseinandersetzung und die baare Zahlung ihres Eingebrachten. Es ist am besten, wir thun nach ihren Befehlen — es wird leider Gottes eine Zeit kommen, wo sie mit Allem fertig sein wird, was sie besitzt. Dann wollen wir wieder in unsere Rechte treten und sie vor Sorgen schützen!“

Fedor drückte ihm die Hand. „So soll es sein! Aber wird die Auszahlung des großen Kapitales uns nicht derangiren? Namentlich mich erdrücken?“

„Sorge nicht! Wir leben einfach und damit deckt man leicht die Mängel wieder zu.“ Er trat in das Entresol. Fedor folgte jedoch nicht, sondern eilte sporn=

streichs zu seiner Braut, um ihr die „ungeheuere" Neuigkeit zu verkündigen.

Lothar fand Mademoiselle Masselott ganz wie sonst, nur klang ihre Stimme sanfter und ihr Lächeln war freundlicher.

Sie war von den Mittheilungen Lothar's, so weit sie seine Mutter betrafen, bei weitem weniger überrascht, als Fedor. Den Grund zu dem Zerwürfnisse suchte er ihr vorzuenthalten.

„Sie schenken mir nur ein halbes Vertrauen, Herr von Wöllner," sagte sie schmollend.

„Ja, ja. Erröthen Sie nur! Die alte Bonne hat gottlob noch Scharfsinn genug, um zu errathen, daß die Frau Mama bei einer etwaigen Verheiratung mit der Gräfin Brandenburg oder mit sonst einer Prinzessin von halbem Geblüt dergleichen Zornanfälle nicht gehabt haben würde, also ist es eine Mesalliance, die unsere gnädige Mama dergestalt in Harnisch gebracht, daß sie lieber kinderlos leben, als ihren Hochmuth beugen will. Was gilt's! Die alte Bonne räth richtig, wenn sie die kleine Elfe von Idalium als den Stein des Anstoßes bezeichnet."

Lothar hielt es für eine Entweihung seines Gefühles darauf zu antworten, deßhalb schwieg er.

„Ich begreife nur nicht, wie die gnädige Mama

nach so schwerer Heimsuchung noch dem Geschicke trotzen kann," fügte sie zögernd hinzu, denn Lothar erhob sich, um zu gehen.

„Mama ist nichts, als eine Weltdame!" entgegnete er kurz. „Darin liegt Alles." Er nahm die schmale, blutlose Hand seiner Erzieherin schmeichelnd in die seinen und schied mit dem Versprechen, bald wieder vorzusprechen.

„Mit Ihrer Brant!" sprach Mademoiselle, verschämt lächelnd.

Der junge Mann nickte, ein wenig erröthend, und wollte fort. Sie hielt ihn fest.

„Mit Josephen!" fügte sie dringender hinzu. „O, ich will sie segnend empfangen!"

Lothar machte sich los und schlüpfte zur Thür hinaus. Sie sah ihm lange nach, die Hände halb erhoben, die Augen glänzend in einer Verzückung. „Ja, ich will die Kleine segnen mit voller Liebe, denn sie war der Liebling meiner Margot! Ich will sie Alle, Alle segnen — Beide haben gut gewählt — Emmy und Josepha sind schöne, kluge Wesen — der Stamm wird sich veredeln — ja, es werden dem Geschlechte neue Elemente zugeführt, es wird sich heben durch Intelligenz — es wird wachsen und blühen — aber ich —" setzte sie mit sinkender Stimme hinzu, „ich

werde es nicht mehr erleben — ich werde nichts davon sehen!" —

Lothar hatte noch einen Gang zu thun, wozu er sich nun endlich mit stark pochendem Herzen bereit machte.

Er wollte zum Meierhofe hinab, er wollte Josephen wiedersehen, er wollte — o, sein Herz wußte kaum, was es wünschte und wollte.

Eiligst stieg er bergab. Der Weg war weiter als sonst, da er nicht mehr über die Klippe und jenseits des See's hinab konnte, sondern neben dem Dorfe vorbei auf demselben Pfade wandern mußte, den Herr Engelbrecht Maltmann zu wandeln pflegte.

Lothar ging frank und frei in's Haus, als er unter der Veranda Niemand fand. Daß Vincent, auf dessen Freundschaft er bauete, nicht da sein könne daran hatte er freilich nicht gedacht, und er fühlte eine Art Beklemmung eintreten, als eine Magd, die ihn ziemlich verwundert anstarrte, ihm den Bescheid gab, „der junge Herr sei nach Hildburghausen, könne aber jeden Augenblick kommen, da er diesen Tag zur Rückkehr bestimmt habe."

Lothar besann sich und verlangte dann der Frau Dorsak gemeldet zu werden.

Die Magd öffnete dem gnädigen Herrn bereit=

willig die Thür und überließ ihn damit seinem guten Glücke.

Er trat ein, fand aber das erste Zimmer leer. Seine Beklommenheit wich, als er gleich darauf ein leises, leises Singen, wie das Zwitschern eines traurigen verschmachteten Vögelchens, im Nebenzimmer hörte und von einer wohltönenden Frauenstimme die Worte vernahm:

„Josepha — höre auf — Du brichst mir das Herz mit dieser herzzerschneidenden Trauer.“

„O Mutter“ — erwiderte das Mädchen weich und klagend. „Habe nur Geduld — ich singe bald, bald wieder fröhlich;“

„Geh' doch hinaus, mein geliebtes Kind — geh' zum See hinab — dort wird Dir vielleicht besser zu Sinne.“ —

„Nein,“ entgegnete Josepha entschieden. „Ich soll — ich muß — ich will Idalium verlassen und vergessen —“

Lothar war leichten Schrittes über die Schwelle getreten, man bemerkte ihn nicht eher, bis er dicht neben der Frau Dorsak, ihrer Tochter aber gegenüber stand.

Josepha fuhr mit einem Schrei in die Höhe und ihre bleiche Wange färbte sich mit Purpurgluth.

Frau Dorsak stand gemessen auf. Ihr Blick forderte ziemlich streng Rechenschaft über diesen Ueberfall, wie sie es im Stillen nannte.

Lothar hatte seine gewöhnliche Zuversicht wieder gewonnen. Sein Herz pochte zwar noch stark, allein der Muth, sich dies Kleinod des Hauses zu erbitten, erstarkte an der sichtlichen Erschütterung Josephen's bei seinem unerwarteten Erscheinen.

„Sie kennen mich nicht", begann er bewegt, „und Sie müssen mich für einen Fant halten, daß ich hier unbefugt eindringe, daß ich es wage, ohne alle Vorbereitungen meine sehnsüchtigen Wünsche, meine leidenschaftlichen Gefühle gegen Sie auszusprechen!" Er ergriff beide Hände der sichtlich erschütterten Frau und neigte sich tief zu ihr nieder. „Werden Sie mich verstoßen, wenn ich Sie anflehe, mir ihre liebenswürdige Tochter zur Gattin zu geben? Wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Josepha über Alles liebe?"

Josepha hatte dagestanden, die beiden Hände fest gegen die Brust gepreßt; jetzt hob sie die Hände in Extase hoch auf und rief in leidenschaftlicher Wallung: „Er liebt mich — Margot's Bruder liebt mich! O Mutter — nun möcht' ich sterben!"

Als wolle ihr das Geschick diesen überspannt

schwärmerischen Wunsch erfüllen, so bleich und geknickt sank sie ihrer Mutter in die Arme.

Diese schauete vorwurfsvoll zu Lothar auf. „Die Ueberraschung könnte sie tödten", flüsterte sie. Josepha richtete sich schnell auf.

„Glauben Sie es nicht, Lothar," rief sie, ihr Auge voll zu ihm aufschlagend. Er las in diesem Auge das ganze Geständniß einer Hingebung, wie sie sich sein Herz nur wünschen konnte. Unbehindert von der Gegenwart ihrer Mutter senkte er sich ritterlich vor ihr auf's Knie, faßte ihre beiden Hände und bedeckte sie mit Küssen. In dieser Huldigung hatte er seinem Gewissen Genüge geleistet, das noch immer mit dringender Mahnung eine Satisfaktion für die Beleidigung heischte, die sein erstes Begegnen mit ihr bezeichnete.

Verwirrt duldete Josepha diese Erniedrigung des geliebten Mannes. Ihre Rechte legte sie mit heiligem Schwure auf seine zu ihr erhobene Stirn, und als er leise bat: „Sprich es aus, Josepha, sage mir, daß Du mein sein willst!" da fiel ihr nichts anders ein, als die Worte Margot's und Aegyd's:

„Für alle Ewigkeit, Lothar!"

Mit sanftem, zärtlichen Lächeln blickte Frau Dorsak auf die Gruppe hin. Kein Wort trat auf ihre

Lippen, aber ihre Augen verriethen, daß sie die Heiligkeit dieses Gelöbnisses verstand und begriff.

Der Horizont ihres Lebenshimmels lichtete sich unter dieser ergreifenden Scene und die Strahlen eines neuen Glückes blitzten verheißungsvoll durch ihr umdunkeltes Dasein. Es war der Segen ihres Vaters, der ihr daraus entgegen leuchtete. Es war die himmlische Vergeltung ihrer opferbereiten Demuth, womit sie dem Willen ihres Vaters sich gefügt hatte.

Lothar, der nichts von diesen Gefühlen ahnen konnte, der noch nichts von ihrer Vergangenheit wußte, trat mit Josephen zu ihr:

„Segne unsern Bund, Du gütige Mutter meiner Braut! Ich schwöre Dir, daß ich sie gleich einer zarten Blume halten will, daß sie die Krone des Schlosses Kleineck werden soll! Und Du sollst sie nicht entbehren, theure Mutter, Du darfst nicht daran denken, Idalium zu verlassen — nein — dort oben bei Deinen Kindern ist Dein Asyl des Friedens und der Ruhe — dort oben bist Du die Herrin und wir sind Deine glücklichen Vasallen! — Meinst Du, daß ich verkenne, wem Dein Sohn und Deine Tochter den Geist verdankt, der unwillkürlich alle Menschen an sie fesselt, mit denen sie in Berührung kommen? Du

verjüngst Dich in ihnen und darum sei Dir Ehre überall, theure Mutter!"

Frau Dorsak reichte ihm gütig die Hand. „Deine Erklärung ehrt mich, mein Sohn, und wenn sie auch in dem Irrthume gegeben ist, mir Vertrauen zu mir selbst einzuflößen. Unter Verhältnissen, wie sie hier obwalten, muß jeder Schleier des Geheimnisses fallen. Du hast ebenbürtig gewählt, guter Lothar — Du hast nicht nöthig, die Mutter Deiner Braut in den Augen Deiner Standesgenossen zu heben. Ich gebe Dir die Freiheit, Deine Verlobung und Deine Vermälung unter dem wirklichen Namen meiner Tochter vollziehen zu können, der ausdrückliche Wille meines seligen Vaters autorisirt mich dazu. Meine Tochter heißt Josepha von Bendler — ich bin die Witwe des Finanzrathes von Bendler."

Lothar blickte froh überrascht auf. Als er dem bestürzten Ausdrucke in Josephen's Augen begegnete, die seine Freude über ihre Standeserhöhung nicht recht begriff, rief er heiter:

„Nicht meinetwegen ist es mir lieb — ich betete nur die Sylphe von Idalium an und werde nie etwas Anderes an Dir lieben, als Dein eigenes engelhaftes Wesen, aber ich würde mit meiner Mutter auf immer

zerfallen sein, und das macht es mir erwünscht, Dich ebenbürtig präsentiren zu dürfen!“

„Was mich zu der Zurückgezogenheit veranlaßt hat, soll Dir erklärt werden“, fügte Frau Dorsak mit wachsendem Zutrauen hinzu.

„Glaubst Du, daß dies nöthig ist, so bin ich bereit, die interessanten Mittheilungen anzuhören, sonst aber ist Dein Leben hier Bürge dafür, daß Dir eine ehrenwerthe Thätigkeit lieber gewesen ist, als eine hoffärtige Armuth. O ich bin ein glücklicher Mann, glücklicher, als ich würdig bin! Wenn ich auf dem Wege war, kalt, eitel und frivol zu werden, so muß ich Gott preisen, daß er mich zur rechten Zeit erret- tet hat.“

Die Unterredung dieser drei glücklichen Menschen spann sich allmälig auf die Tage zurück, welche ein- greifend in ihr Schicksal gewesen waren, und als end- lich mit dem sinkenden Tage Vincent von seiner Reise zurückkehrte, da fand er ein viel zu fest verkettetes Bündniß, als daß seine Meinung darüber hätte ent- scheiden können.

Er würde aber auch im schlimmsten Falle gegen Josephen's liebestrahlende Augen keinen Kampf begon- nen haben, obwohl seine brüderlichen Träume davon zerstört waren.

Sein Geschick war auch bestimmt. Er hatte das Amt eines Geheimsekretärs vom Herzog von Hildburghausen erhalten und war nebenbei mit der Aufsicht über die Bibliotheken betraut. —

Unsere Freunde sind also glücklich im Hafen angelangt. Alles das, was noch im Schooße der Zeit für sie verborgen lag, sei in einem kurzen Referate zusammen gefaßt.

Die Brüder feierten ihre Hochzeit zusammen. Wenn es möglich war, daß sich Josephen's Glück erhöhen konnte, so geschah es durch den Umstand, daß sie mit Emmy durch diese Verheiratung noch enger verbunden wurde.

Mademoiselle Masselott erlebte wirklich noch eine neue Generation des Hauses Wöllner. Sie schlief unter der Beruhigung ein, daß der Sohn Lothar's, ein neuer Aegyd, und die Tochter Fedor's, eine neue Margot, nie so unglücklich enden könnten, als ihre armen Lieblinge, die ungestört auf der Hohensteinklippe ruhten.

Vincent, der seiner Mutter Namen wirklich beibehielt, verheiratete sich nicht. Er lebte mit seiner Mutter vereint zuerst in Hildburghausen, späterhin, vom Minister Maltmann von Mörs ehrenvoll in sein Vaterland zurückberufen, in einer bedeutenden Provinzial-Hauptstadt Preußens. Das Verhältniß zwischen

ihm und seiner Mutter war rührend. Als sie vor wenigen Jahren starb, verfiel der sonst kräftige Mann sichtlich und schlich ebenfalls seinem Ende entgegen. Seine Liebe zur Mutter hatte ihn zu sehr allen anderen irdischen Verhältnissen entfremdet, als daß er hätte fortleben können ohne sie.

Lothar's Mutter, etwas versöhnlicher durch Josephen's Taufschein gestimmt, näherte sich ihren Kindern erst dann wieder, als ihr großes Vermögen verschwendet war. Sie kam noch zu der Einsicht, daß ihre Söhne die glücklichsten Familienväter auf der Erde heißen konnten, dann starb sie in Frieden.

Maltmann von Mörs wurde, wie schon gesagt, zur höchsten Würde im Preußenstaate befördert. Er blieb ein Freund und Verehrer der Frau Dorsak, ungeachtet sie ihm ihre Hand versagte. Er hatte gelernt, sich in's Unabänderliche zu fügen. Seine Wirksamkeit im Staatsleben war fortan mit Erfolgen gekrönt. Darin fand er sein Glück!

Vom Italiener Giuliani können wir nichts weiter berichten. Die Spuren seines Daseins verlieren sich in der Stadtvoigtei!

Ende.

Druck von F. Fridrich